Zeitschrift: Neujahrsblatt der Naturforschenden Gesellschaft Schaffhausen
Herausgeber: Naturforschende Gesellschaft Schaffhausen
Band: 17 (1965)

Artikel: Schaffhauser Heimat : Heimat- und Volkskundliches aus Beringen
Autor: Rahm, Ewald
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-584727

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

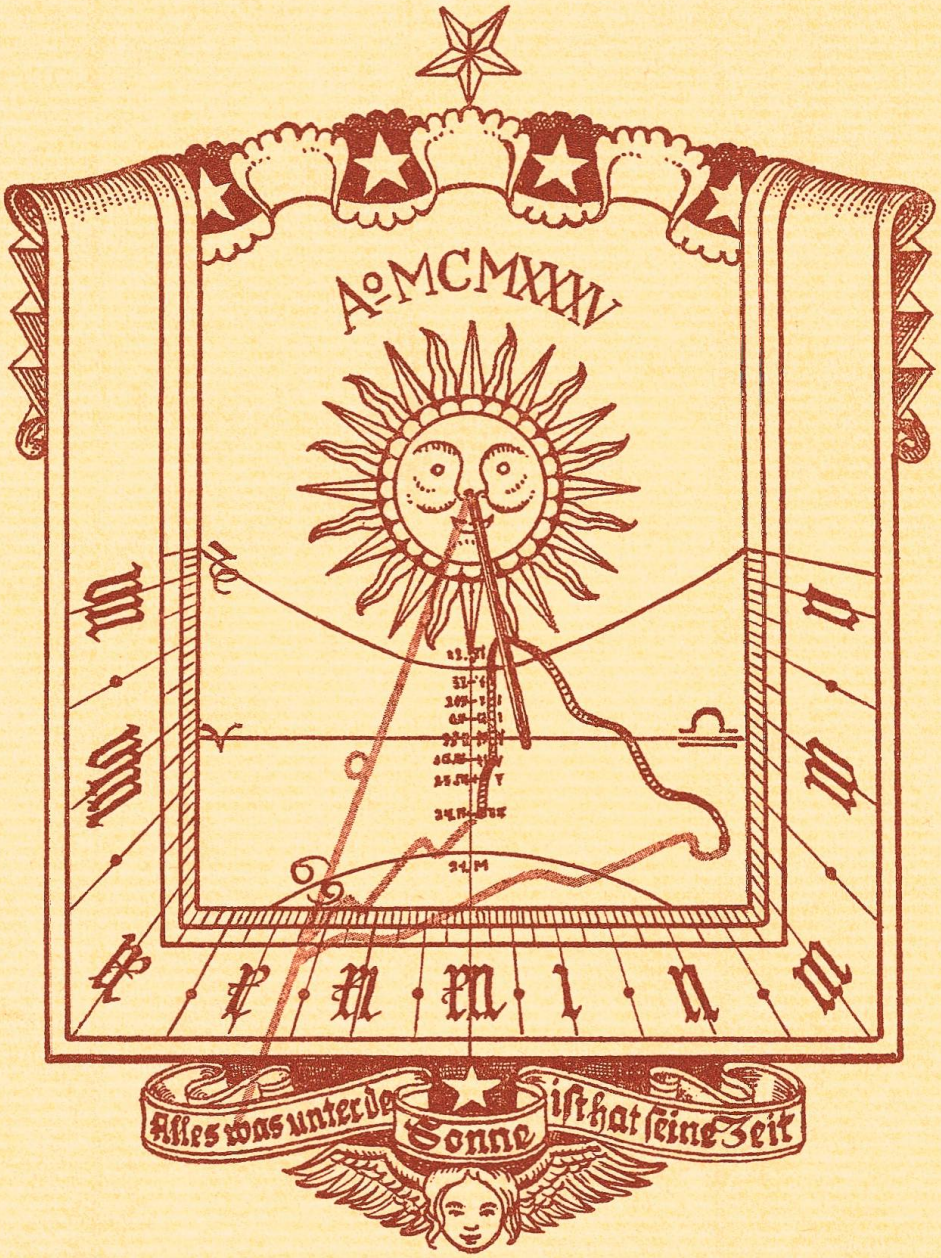
Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Neujahrsblatt
der Naturforschenden Gesellschaft Schaffhausen
Nr. 17/1965



Schaffhauser Heimat
Heimat- und Volkskundliches aus Beringen

von Ewald Rahm

Neujahrsblatt

der Naturforschenden Gesellschaft Schaffhausen

Nr. 17/1965

Titelbild: R. Wittwer zeichnete die Sonnenuhr an der Kirche Beringen, ein Werk des Kunstmalers Hs. Schaad, Eglisau

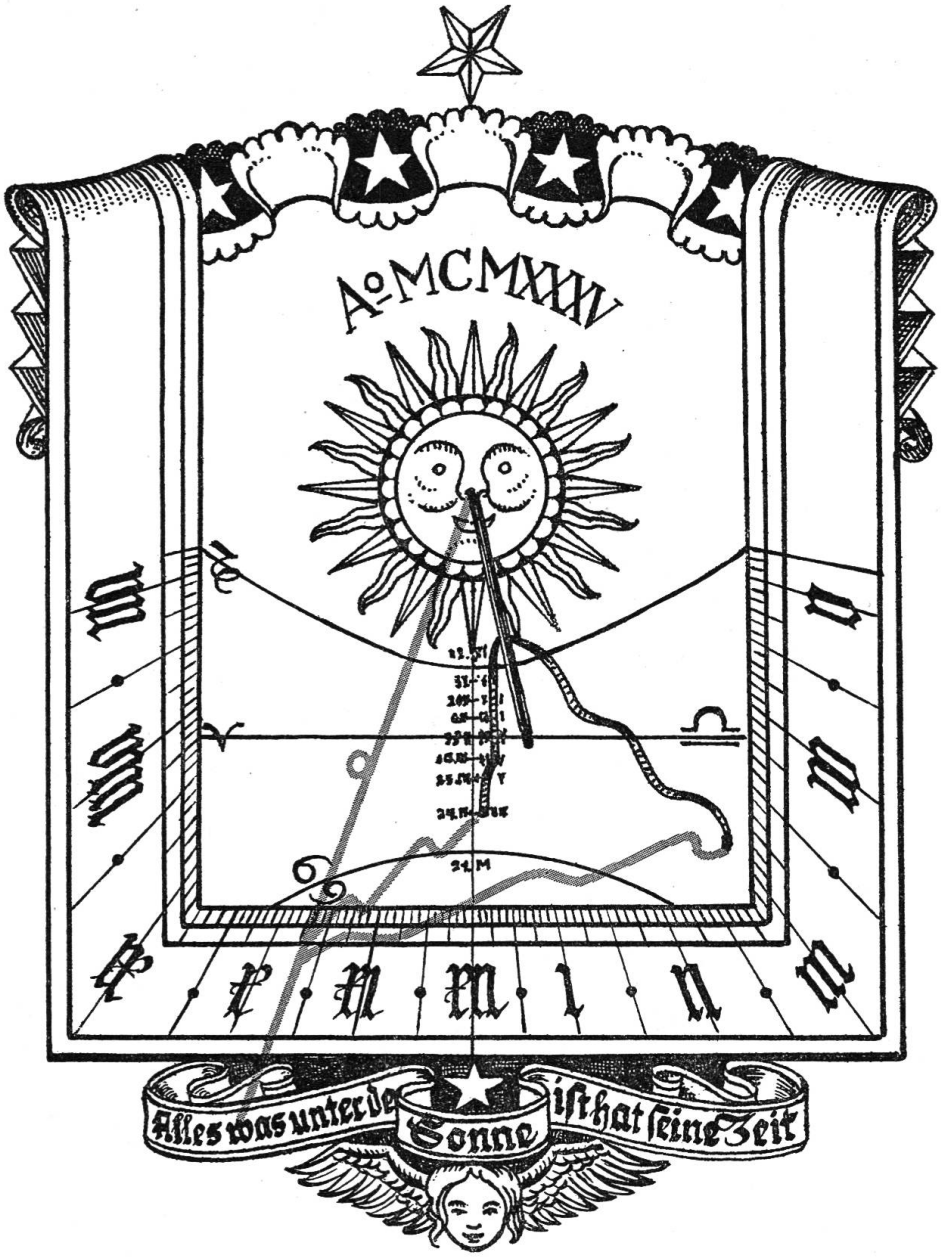
Redaktion der Neujahrsblätter:
Bernhard Kummer, Lehrer, Rigistrasse 10, Schaffhausen 3

Verfasser dieses Heftes:
Ewald Rahm, Lehrer, Beringen SH

Illustrationen: Rudolf Wittwer, zum Ochsen, Beringen

Buchdruckerei Karl Augustin, Thayngen-Schaffhausen, 1964
Auflage: 2500 Stück

Neujahrsblatt
der Naturforschenden Gesellschaft Schaffhausen
Nr. 17/1965



Schaffhauser Heimat
Heimat- und Volkskundliches aus Beringen

von Ewald Rahm

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Zum Geleit	5
Vor tausend Jahren	7
Unser Dorf	8
Beringer Geschlechter	26
Beinamen – Uebernamen	35
Beringer Mundart	39
Unsere Heimatsammlung	41
Die Mühle	45
Von unsern Reben	49
Wanderung durchs Lieblosental	53
Auf dem Randen	60
Die ehemalige Bäächtiligemeinde	63

Zum Geleit

Zu Anfang des kommenden Jahres zeigt sich für die Gemeinde Beringen ein Meilenstein — tausend Jahre zurück liegt ihre erste schriftliche Erwähnung. Da ist es denn gewiss nicht abwegig, wenn man kurze Rast hält, zurückschaut und voraussieht. Unzählige Generationen haben uns eine Erbschaft geschaffen, die zu wahren und zu äufnen wir verpflichtet sind, die wir an kommende Geschlechter weitergeben müssen. Stein und Ackerkrume, Baum, Kraut und Strauch, Quell und Wasserlauf, alles Getier ist uns in die Hände gegeben; Glaube und Hoffnung, das Wissen um alles Gute ist in uns gelegt. Das anvertraute, ererbte Gut, wie haben wir es verwaltet, und wie pflegen wir es weiterhin? Das ist die Frage, die wir uns immer wieder, und heute ganz besonders, stellen müssen.

Die nachfolgenden Zeilen sollen anregen zur Besinnung, zum Vergleichen und Abwägen — erreichen sie das, dann ist ihr Zweck erfüllt.

Ohne Hilfe hätte der Verfasser die kleine «Heimatkunde von Beringen» nicht veröffentlichen können. Grossen Dank schulde ich der *Naturforschenden Gesellschaft Schaffhausen* und ganz besonders ihrem Redaktor, Herrn *Bernh. Kummer*. Die Gesellschaft hat den Druck ermöglicht, Kollege Bernhard Kummer hat die Arbeit angeregt und bei deren Ausführung geraten und geholfen. Herzlichen Dank weiss ich Herrn Dr. *Frauenfelder*, Staatsarchivar, für die Uebersetzung der Urkunde vom Jahr 965 und Herrn *Wittwer*, Beringen, für die Zeichnungen. Die Buchdruckerei *Stamm* in Schleitheim hat in liebenswürdiger Weise eine Anzahl Clichés zur Verfügung gestellt, Dank sei auch dafür gesagt.

Beringen, im Frühling 1964

Ewald Rahm

Vor tausend Jahren

In der nachfolgenden Urkunde wird Beringen zum ersten Male erwähnt.

Chur, den 13. Januar 965. Kaiser Otto I. bestätigt der Kirche Oehningen verschiedene Besitzungen. Unechte lateinische Urkunde im Generallandesarchiv Karlsruhe, wahrscheinlich erst Ende des 12. Jahrhunderts angefertigt. [Der lat. Text ist u. a. gedruckt bei: J. Meyer, Der Unoth, Schaffh. 1868, S. 444—446].

Uebersetzung:

Im Namen der heiligen und unteilbaren Dreifaltigkeit. Otto durch göttliche Vorsehung erhabener Kaiser. Da wir durch Gottes Anordnung zur Leitung und Verteidigung der Kirchen bestellt sind, müssen wir für deren Bestand recht und umsichtig besorgt sein. Deshalb geben wir den jetzt lebenden und den zukünftigen Christgläubigen bekannt, dass Herr Kuno, Graf zu Oehningen, unsere Majestät gebeten hat, ihm ein Privileg für die Kirche Oehningen zu verleihen. Er hat dieselbe nämlich in der Ehre der Apostel Peter und Paul und des hl. Martyrers Hippolyt mit Zustimmung seiner Gattin Richlinde und seiner Söhne Eggebert, Liupold, Kuno, Liutold auf eigenem Boden errichtet, wo er Kanoniker einsetzte, die unter einem Propst stehen, damit sie für die Sache Gottes kämpfen mögen. Zu ihrem notwendigen Unterhalt vermachte er folgende, in verschiedenen Gauen, Grafschaften und Orten gelegene Güter: Oningen[1], Elma[2], Buhile[3], Luitoldeshusen[4], Rieden[5], Walde[6], Wilare[7], Seppinanch[8], Geilingen[9], Gluringen[10], Godemundingen[11], Bibera[12], Buselingen[13], Puiron[14], Waterdingen[15], Husen[16], Berselingen[17],

Peringen[18],

Sibelingen[19], und in dem Dorf, das Lotistetin[20] heisst, die Leutkirche mit ihren Zehnten, Tanchingen[21], und die zinspflichtigen Leute mit dem zinspflichtigen Land, das gelegen ist an den Orten Rafso[22], Ostrolfingen[23], Mechtingen[24], Vlingen[25], Ansolfingen[26], Cimbreholz[27], Zila[28], mit den Unfreien beiderlei Geschlechts, mit bebautem und unbebautem Land, Reben, Weiden, Wäldern, Wiesen, Fischenzen, Wasser und Wasserläufen, Mühlen, mit allem Erforderlichen und Notwendigen und mit allem Zubehör. So geben wir den Bitten des genannten Grafen und des ehrwürdigen Konrad, Bischofs von Konstanz, und anderer Gläubigen unsere Zustimmung. Besonders aber gewähren wir zum Heile meiner und meiner Eltern Seele den Kanonikern der Kirche Oehningen, dass sie die erwähnten Güter rechtmässig besitzen und geniessen sollen. Wir bekräftigen und schreiben vor, dass kein Herzog, Graf, Vogt, sei es eine

höhere oder mindere Person, den Kanonikern der erwähnten Kirche irgendwie frech zu widersprechen oder die Besitzungen derselben wegzunehmen, zu vermindern, oder sie sich anzueignen wage. Sollte aber, was ferne sei, ein verwegener Frechling sich herausnehmen, die Bestätigung unseres Privilegs zu verletzen oder zu stören, hat er hundert Pfund reinsten Goldes zu bezahlen, die eine Hälfte an unsere Kammer, die andere Hälfte der Kirche [Oehningen]. Und damit diese unsere königliche Verfügung unverändert und fest allzeit bleibe, haben wir diese Urkunde schreiben und mit eigener Hand unterzeichnen und mit dem Aufdruck unseres Siegels bekräftigen lassen. Zeichen des Herrn Otto des Grossen, des unbesieglichen Kaisers. Ich, Hiltipoldus, Bischof und Kanzler, habe an Stelle des Erzkanzlers Willigisus gegengezeichnet. Gegeben am 13. Januar im Jahre der Fleischwerdung 965, im 29. Jahre der königlichen, im 4. Jahre aber der kaiserlichen Herrschaft Ottos, in der achten Indiktion. So glücklich geschehen zu Chur. Amen.

---

[1] Oehningen. [2] Elmen. [3] Bühlhof. [4] Litzelshausen. [5] Riedern. [6] Ober- bzw. Unterwald, 2–6 alle auf Schienerberg. [7] Wilen bei Ramsen. [8] Abgegangener Ort zwischen Wagenhausen und Reichlingen. [9] Gailingen. [10] Abgegangener Ort bei Dörflingen. [11] Gottmadingen. [12] Bibern-Dorf SH. [13] Büsslingen. [14] Beuren bei Büsslingen. [15] Watterdingen. [16] Hauserhof bei Watterdingen. [17] Abgegangener Ort im Merishausertal. [18] *Beringen.* [19] Siblingen. [20] Lottstetten. [21] Denkingen bei Spaichingen, Württbg. [22] Rafz. [23] Osterfingen. [24] Mettingen bei Stühlingen. [25] Uehlingen bei Stühlingen. [26] Anselfingen bei Engen. [27] Zimmerholz bei Engen. [28] Zeilen bei Honstetten.

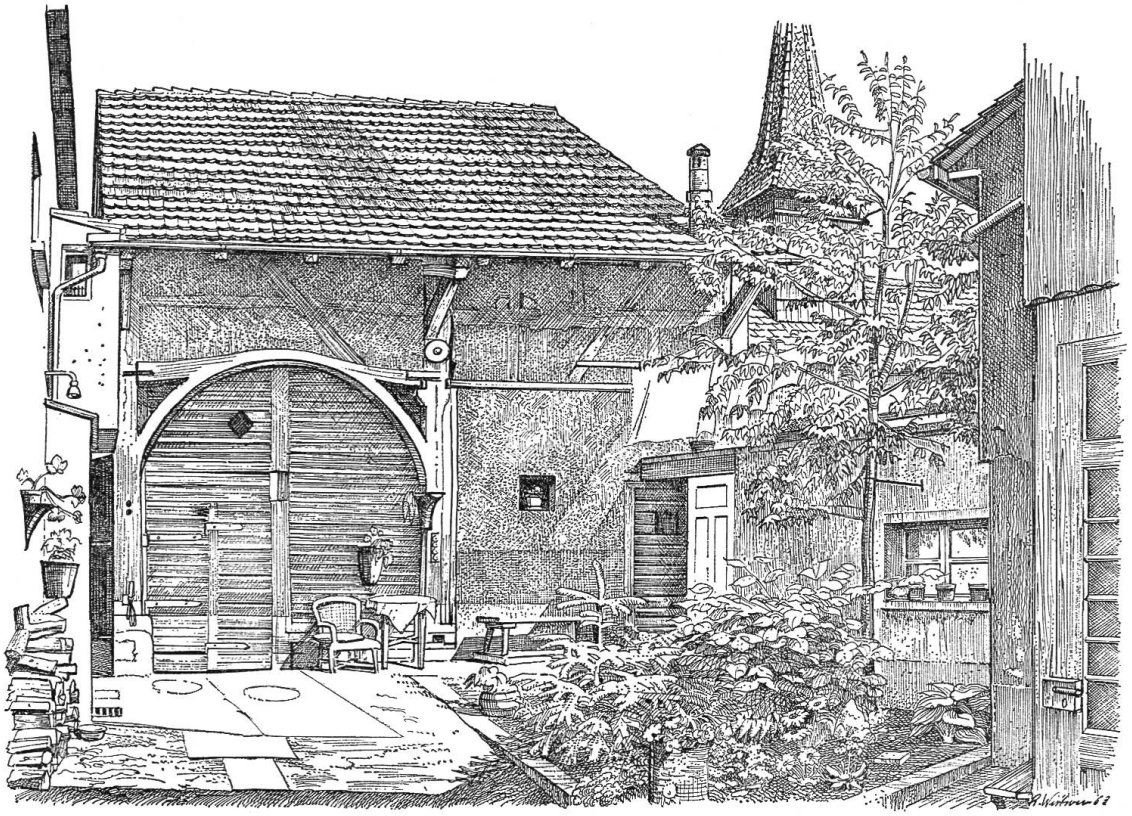
Unser Dorf

Wenn wir durch unsere engere und weitere Heimat wandern, so entdecken wir manchmal, dass jedes Dorf, ja jedes Haus sein besonderes Gesicht trägt. Es ist immer wieder reizvoll, den Gründen dieser Erscheinung nachzugehen und herauszufinden, welche Dinge seiner Siedlung den Stempel aufgedrückt haben. Auch unser Dorf ist das Ergebnis verschiedener Einflüsse. Der erste und wichtigste war das Wasser, der Bach. Es zieht die Menschen an, ohne Wasser gibt es kein Leben. Es treibt die Mühlen; bei uns waren es Mehl- und Gipsmühlen. Wasser hat unsere ehemalige Hanfreibe und Oele getrieben. Es war einst nötig für das Färbergewerbe im heutigen Doktorhaus. Im Bach wusch man alles; in ihm verschwellte man Standen, Gelten, Züber und Bücki. Er war Tiertränke und einzige Hilfe bei Feuersnot. Geduldig trägt das Wasser jeden Unrat und Schmutz zu Tal. Es düngte einst die Felder und Wiesen unter dem Dorf und wurde mit Sorgfalt zum Wässern verwendet.

Es ist verständlich, dass sich die ersten Ansiedler an den Bach drängten. Haus stand an Haus, zwei Häuserzeilen bildeten das Urdorf. Der Leute wurden

immer mehr. Das günstige Bachufer aber war schon lange verbaut. Ins Lieblosental hinauf wollte man nicht, wegen der fehlenden Sonne, weiter ins Tal hinaus ging man nicht, wegen der starken Ost- und Westwinde. Da fanden denn die Leute eine andere Lösung. Wenn eine der vielen Feuersbrünste ein Loch in die Häuserzeile gerissen hatte, so wurde sie nicht einfach wieder geschlossen. Nein, man baute einen «Hof», eine Blase wurde gebildet, die auf dem Raume, wo vorher ein oder zwei ans Wasser kommen konnten, erlaubte, dass sechs und mehr die Möglichkeit dazu hatten. Das beste und auch das besterhaltene Beispiel ist der *Leuenhof*. Andere Höfe hat die neue Zeit am hintern Ende durchbrochen und durch sie Strassen hinaus in andere Quartiere geführt. Weitere Hofgebilde sind: Der *Munggehof*, das *Chlösterli*, der *Kellerhof*, der *Vogelhof*, der *Paradieserhof*, der *Prinzenhof*, der *Winkel*. Der *Chelhof* (s. Bild) liegt bei der Kirche, seitab dem Bach; dort gruppierte man sich um den gemeinsamen Sodbrunnen.

Dass die «Höfe» auf ein respektables Alter zurücksehen können, erhellen die Namen, die zum Teil unverständlich geworden sind. Der Munggehof liegt gegenüber der «Sonne»; Mungg heisst Mönch und munggele ist ein Vorsichhinsprechen, das man bei betenden Mönchen beobachten kann. Munggehof, Chlösterli, Kellerhof, Paradieserhof und Chelhof waren einst Klosterbesitz. Im Kellerhof sass der Vertrauensmann des Gotteshauses, der Keller, und zog den Zehnten ein. Im Chel-

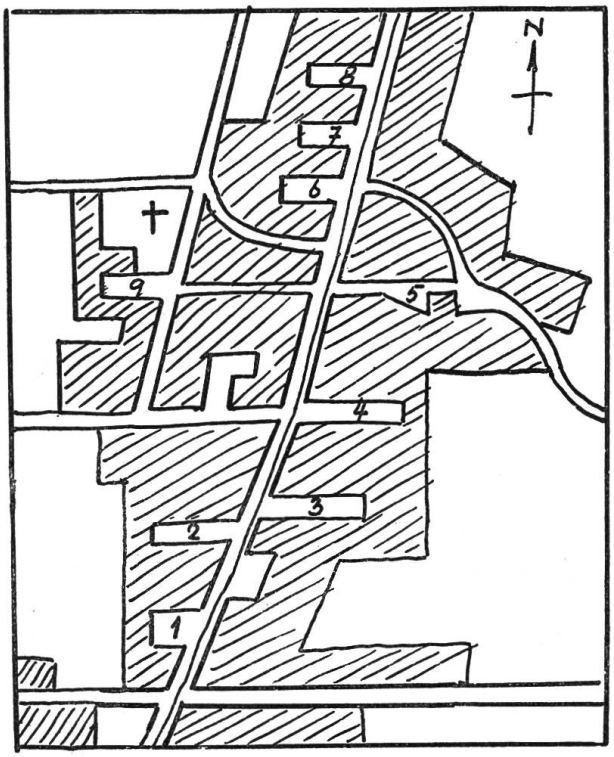


hof, wo das Kloster Paradies fünf Häuser besass, hatte der Chelhofer das gleiche Amt inne. Chelhofer und Keller sind späterhin Geschlechtsnamen geworden. Der Name Paradieserhof sagt uns als einziger, wem er einst zugehörte.

Als die Strasse Freiburg im Breisgau nach Schaffhausen mehr und mehr befahren wurde, wagten es manche, wegstrebend vom alten Bachdorf, längs der Verkehrsader ihre Häuser zu bauen. Ein Stück Strassendorf entstand je nach Westen und nach Osten. Die Fuhrleute hatten durstige Kehlen und ihre Knechte hungrige Magen — aber alle Wirtshäuser, die ihretwegen sich aufgetan hatten, die *«alte Post»*, die *«Rose»*, der *«Adler»*, das *«Wiesental»*, sie sind schon lange eingegangen.

Vor rund hundert Jahren kam der Bahnbau. Andernorts sind Bahnhofquartiere entstanden. Auch bei uns erhoffte man ein solches, es ist aber mit wenigen Häusern und einer Wirtschaft nur bei der Andeutung geblieben.

Bach, Strasse und Bahn hatten um die Jahrhundertwende unserem Dorf den Stempel aufgedrückt; die Landwirtschaft ebenso jedem Haus, das Wohn- und Wirtschaftsgebäude enthalten musste. Mit dem Aufkommen der Industrie zeigte sich ein neuer Zug, das blosse Wohnhaus im lockeren Wohnquartier. Schüchtern wuchs das neue Gebilde am Dorfrand nach Osten, man durfte nicht zu weit und zu hoch gehen, weil die verhältnismässig noch junge Wasserversorgung dies nicht erlaubte.



Die «Höfe» in Beringen:

1. Munggehof
2. Chlösterli
3. Leuenhof
4. Kellerhof
5. Winkel
6. Vogelhof
7. Paradieserhof
8. Prinzenhof
9. Chelhof

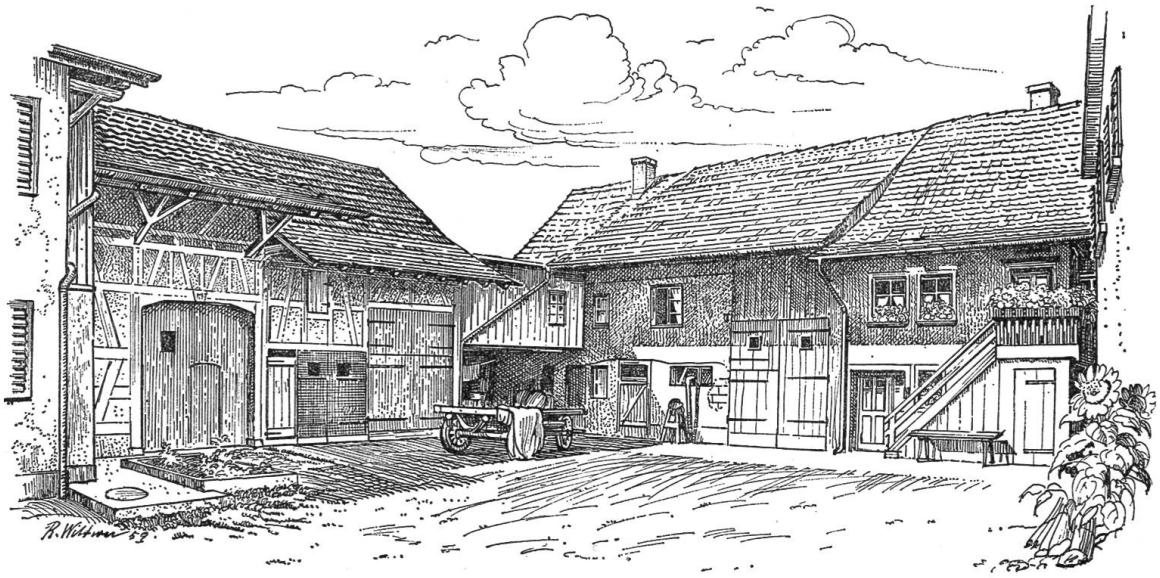
Nachdem unsere Wasserversorgung 1946 grosszügig ausgebaut worden war, entstand das auffallende Bild der reinen Wohnbauten am Hang vom Dorf bis in die Enge hinein. Der Bach hatte für diese Leute keine Bedeutung mehr. Mit der aufkommenden Motorisierung musste man auch nicht nach den öffentlichen Verkehrsmitteln Ausschau halten. Sonne gab es in reicher Fülle, und die gefürchteten Winde zogen andere Wege. Diese fünfte Etappe unserer Dorfbildung ist noch nicht abgeschlossen, aber sie hat eigentlich erst den Wandel vom einstigen Bauerndorf zum Vorort eindrücklich gemacht.

Die letzte, 1962 durch zwei Fabrikbauten eingeleitete Weiterbildung unseres Dorfes, ist die Industrieansiedelung. Weite Gebiete über dem Bahndamm im offenen Tal sind für den Zweck aufgekauft. Bereits hat auch die SIG (Schweizerische Industriegesellschaft Neuhausen) eine Werkhalle unter Dach und Fach gebracht.

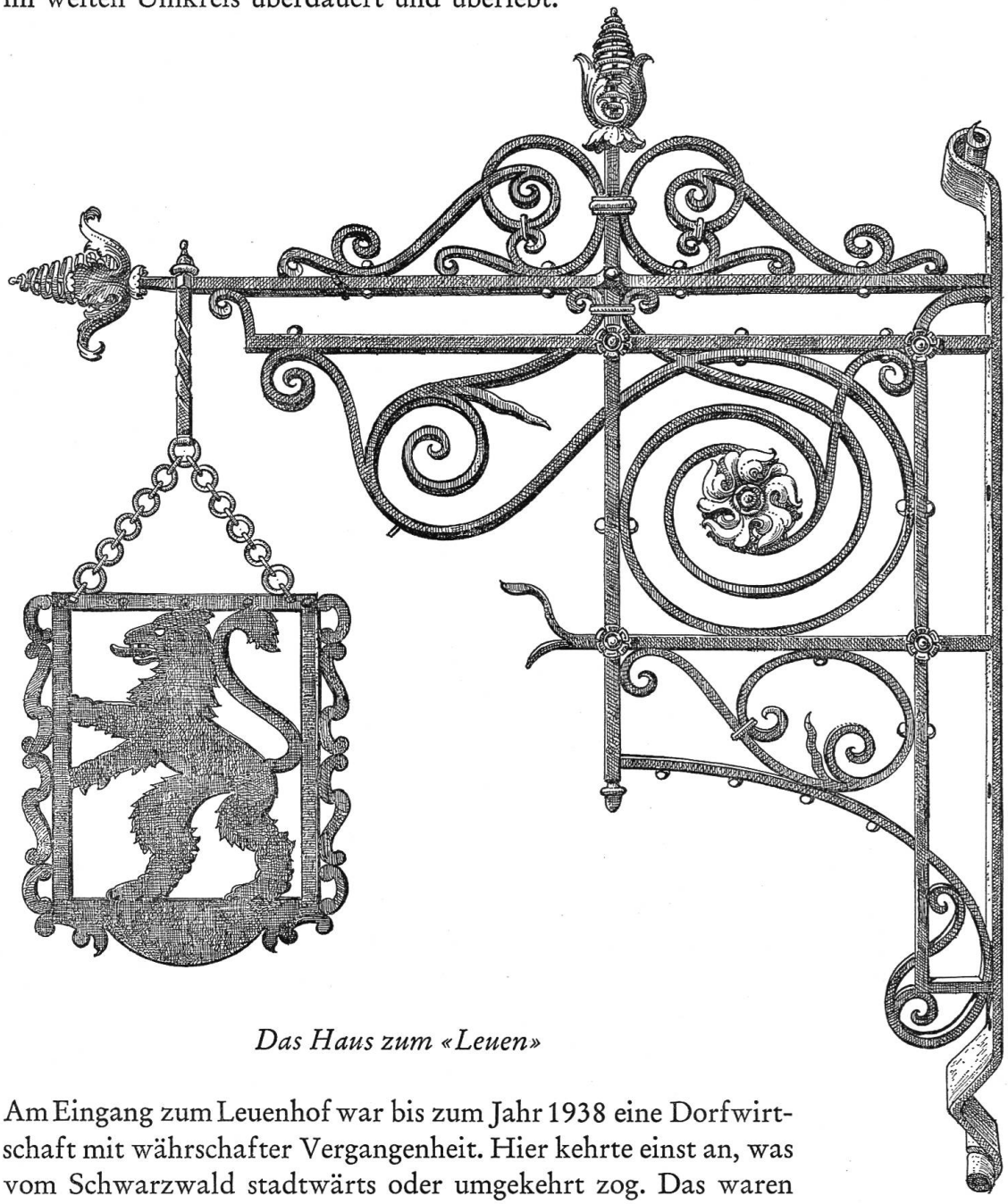
Zur Zeit wohnen im Dorf rund 2000 Einwohner. Organe der eidgenössischen Landesplanung haben errechnet, dass wir Raum für 13 000 Menschen zur Verfügung hätten. So oder so wird sich das Antlitz der ursprünglichen Siedlung immer mehr verwischen. Das Neue wird zeigen, dass der Mensch beim Bauen stets weniger von den natürlichen Gegebenheiten abhängig ist. Möge er trotzdem mit des Dorfes Grund und Boden verbunden bleiben, wie es die Alten bei ihrer Abhängigkeit von Wasser, Wind und Wetter gewesen waren.

Der Munggehof

ist typisch für unser Dorf: ein paar Häuser, zurückgesetzt von der Strasse und eine kleine Welt für sich. Und wie der Chelhof, der Paradieser- und Kellerhof, so erinnert auch der Munggehof an die Zeiten, da die Klöster landauf und landab



die grössten Besitzer an Häusern, Grundstücken und anderen Rechten waren. Die wenigen Häuser, Ställe und Scheunen auf unserem Bild gehörten einst den Munggen oder Mönchen. – Sie und ihre Name haben Klöster und fromme Brüder im weiten Umkreis überdauert und überlebt.



Das Haus zum «Leuen»

Am Eingang zum Leuenhof war bis zum Jahr 1938 eine Dorfwirtschaft mit währschafter Vergangenheit. Hier kehrte einst an, was vom Schwarzwald stadtwärts oder umgekehrt zog. Das waren einmal fromme Pilger auf dem Wege nach Einsiedeln. In der «Schwoobeschüür» hatten sie ihr Nachtlager, auf dem Hin- und auf dem Rückweg. Die Kinder sprangen jeweilen herzu und heischten «Helgili», Heiligenbildchen. Fuhrleute und

fahrende Händler machten im Leuen Rast. Wurden bayrische Schweine durchs Dorf getrieben, dann tönte es gassauf, gassab: «Wer will schöni Säue chaufe, dä söll gschwind in Leue laufe!» An Tanzsonntagen war die Schwoobeschüür Tanzplatz. In der buntbemalten Ecke schwangen sich die Musikanten auf den Bock und fidelten drauf los, dass kein jung Menschenherz ruhig bleiben konnte.

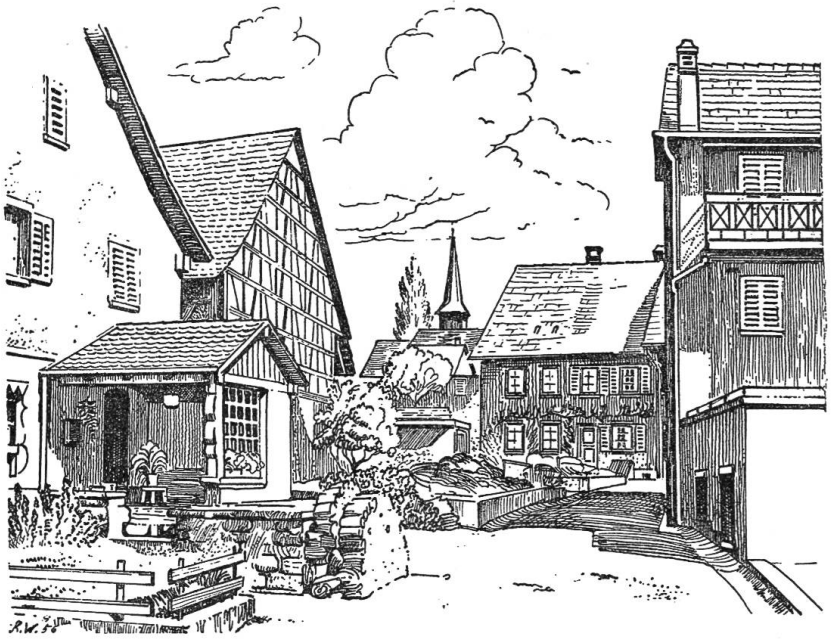
Im obersten Stübchen des Hauses wurde der erste Verein unseres Dorfes aus der Taufe gehoben, der volkstümliche Gewerbestandsverein Beringen. Es war im Jahre 1845. Durch unser Land ging damals ein frischer, froher Geist. Das Vaterland wurde mit Lied und Wort gefeiert, von der Bildung jedes Einzelnen erhoffte man eine glückhafte Zukunft. Zu der Zeit sammelte Heinrich Schwyn, Schreiner, die Begeisterungsfähigen unseres Dorfes um sich. Im Leuenstübli las man bei Kerzenlicht Bücher und Zeitungen. Man disputierte und sang Vaterlandslieder. Man regte die Strassenbeleuchtung, eine Viehversicherungskasse, eine Sparkasse, die Realschule und viele andere gemeinnützige Dinge an. Man arrangierte Feste und zog an solche über den Bann hinaus. Den «Altmodigen» lag dies Getue der Hitzköpfe gar nicht. Uns Jetzigen aber möge gesagt sein, dass wir heute manches geniessen, das Heinrich Schwyn, Freiheitsbart genannt, und seine Gesinnungsgenossen in stiller Klause ausgeheckt und mit Zähigkeit zustande gebracht haben. Im Leuen erkannte man zuerst, dass eine neue Zeit angebrochen war, und in diesem Haus war man zuerst bereit, mitzuhelfen, das Neue der Dorfgemeinschaft zuzuhalten.

Das Haus zur alten Post

Die neue Zeit hat auch diesem Haus, wie übrigens den meisten Bauten in unserem Dorf, ein anderes Gesicht gegeben. Vor vier oder fünf Generationen war da eine Bäckerei samt Wirtschaft. Und weil zu jenen Zeiten das Ueberhöckle,

Jassen und Politisieren viel mehr im Schwange waren, als in unseren Tagen, so findet man Wirt und Kundschaft nur zu oft in den Gemeinderatsprotokollen aufgeführt. Noch bevor die Bahn am Randenhang hinfuhr, befand sich in dem Haus auch die Postablage. Nachts zwölf Uhr fuhr die Rösslipost, von Freiburg im Breisgau herkommend, in unser Dorf ein. Am «chliine Silberraa» schon blies der Postillion in sein Horn, für den Posthalter das Zeichen, dass er den Postsack übergeben sollte und zwar ohne Zögern, denn Ross und Wagen hielten nicht an.

Das Gengli



Kurz nach dem «Haumesserrank» schwenkt das Chirchgengli, wie es früher hiess, nach rechts ab. Als die Dorfstrassen noch nicht geteert waren, gingen die Alten hier hinauf zur Kirche.

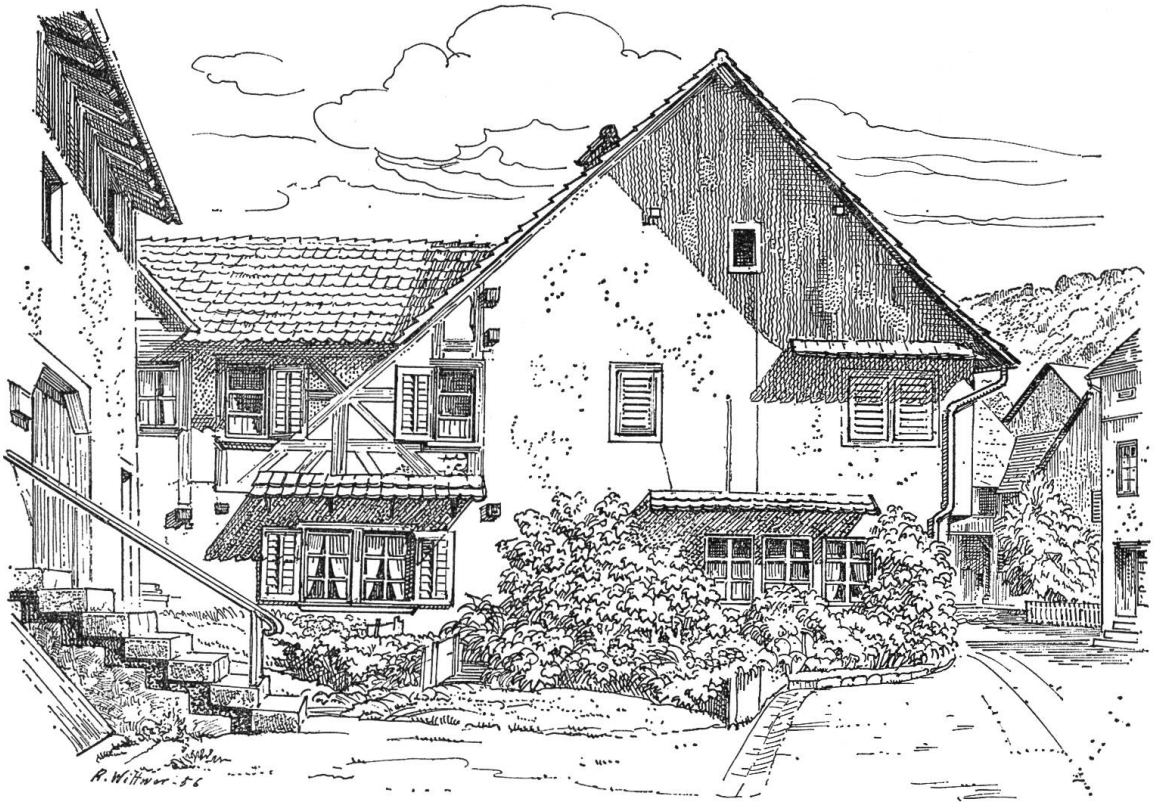
Unser Zeichner bekannte mir, dass er beim Brand des Hauses Huber-Bolli (1961) recht «erchlüpft» sei. Mit ihm ist es noch vielen so ergangen; keiner aber hatte vorgesorgt wie er. Aus seiner dicken Mappe zog er das Bild hervor, das dem Leser die Baute vom Chirchgengli her zeigt. Kürzlich hat der Trax dafür gesorgt, dass rein nichts mehr übriggeblieben ist, als eine Lücke in der Reihe der ältesten Häuser unseres Dorfes.

Im oberen Chirchgengli

hatten wir ein Stück ganz altes Beringen. – Leider ist es abgebrannt, und ein Neubau ist erstellt worden. Lustig waren die Holznägel, die aus der Mauer guckten. An ihnen hingen zuletzt noch ein paar Leitern; früher aber dienten sie auch zum Trocknen und Dörren von Hanf und Flachs.

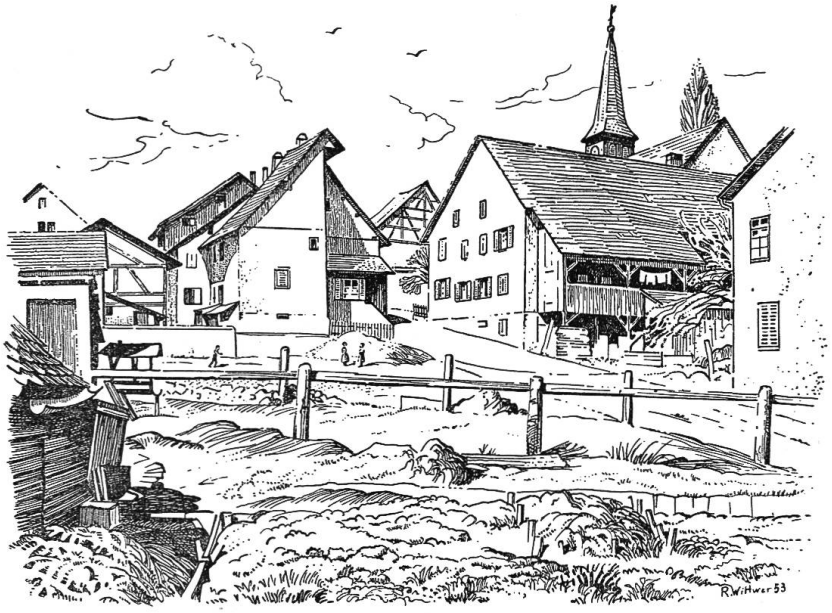
Rechts daneben hat einer seine Hausecke mit dem Stück einer alten Baumtrotte abgestützt.

Das Burgerhüüsli



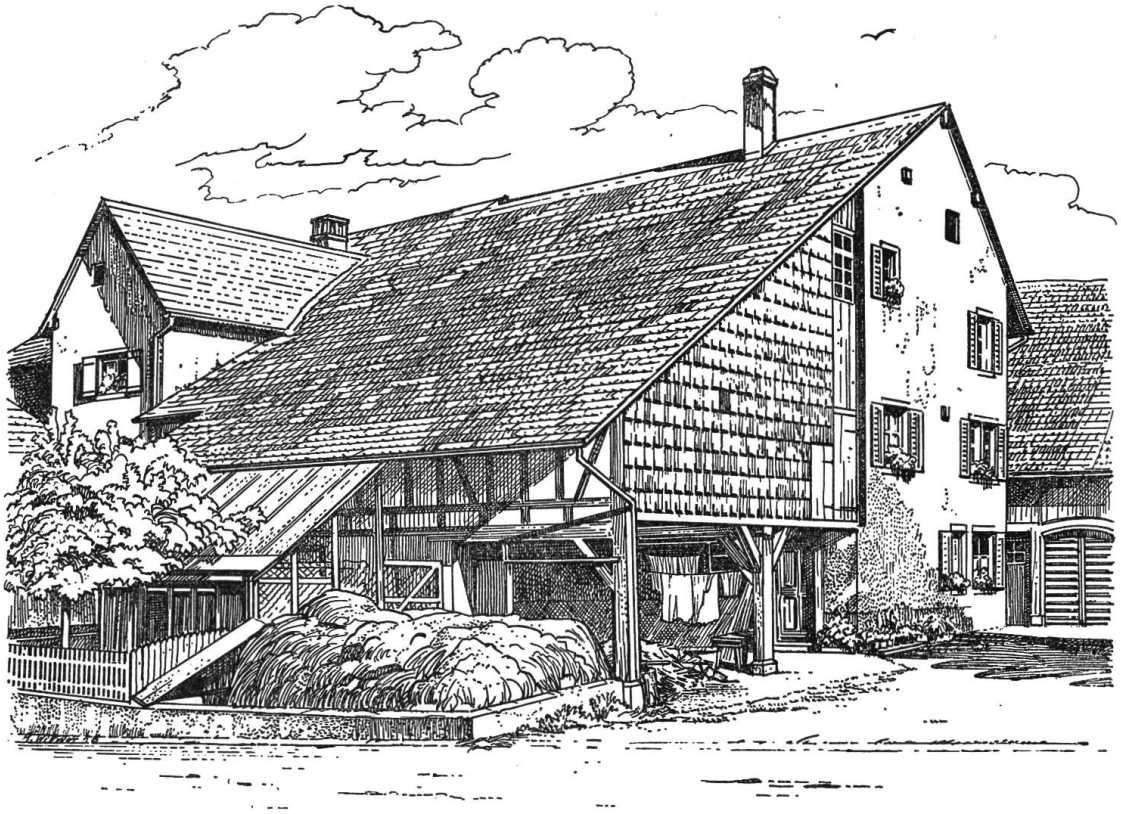
Kürzlich hat die Gemeinde das Häuschen mitten im Dorf gekauft, es soll verschwinden und dem modernen Verkehr geopfert werden. Vorerst aber wollen wir uns noch freuen ob dem putzig zusammengebastelten Ding, mit seinen hellen Fensterscheiben und den Dächlein darüber, mit seinen Anschlagbrettern und Vereinskästlein an der Ostfront, allwo jedermann militärische Aufgebote, Zivilstandsbewegungen, Vereinsanlässe und Kauf- und Verkaufsanliegen studieren kann.

Brandplatz und Weibelberg



Gleich hinter dem Burgerhüüsli breitet sich der Brandplatz aus. Kurz nach der Jahrhundertwende riss das Feuer ein Loch ins Dorf und schuf eine wenig schöne Lücke. Im Hintergrund steht das Horisbergerhaus mit seinem einseitigen Dachstuhl. An seiner Nordfront fand sich bei einer Renovation die Jahreszahl 1643.

Rüeger, der Chronist schreibt: «Im Dorf Beringen hat es ouch einen starken, werhaften turn mit einem graben umgeben ghan, soll vor dem pfarrhuss über gestanden sin.» Tatsächlich ist der Turm noch heute vorhanden, aber im Laufe von 500 oder 600 Jahren ist er in seinem Innern oft umgebaut und nach aussen hin sind Häuser an ihn gestellt worden. Wie das geschah, zeigt unser Bild. Bis vor zwei, drei Jahren war es noch so. Indessen ist das Ganze modernisiert worden.



Unser Zeichner hat mit viel Liebe und Sorgfalt das typische Haus des Kleinbauern, des Rucksäcklibauern, festgehalten. Tagsüber ging der Hausvater dem Taglohn nach, abends tat er die Arbeiten, die man einer Frau nicht zumuten konnte. Die Hausmutter stand der grossen Familie vor, war unermüdlich im Haus, im Stall, im Garten und auf dem Feld tätig. Die letzten Bewohner vom alten Schlag haben im hohen Alter das Zeitliche gesegnet. Der Tod erst nahm ihnen die Arbeit aus den Händen. Die Jungen sind ausgeflogen und haben sich ein eigenes Nest gebaut. Mit den letzten Bewohnern des alten Hauses und mit dem Umbau ihrer Wohnstatt ist auch auf diesem Platz eine jahrhundertealte Lebensweise abgeschlossen und durch Neues ersetzt worden.

Der Vogelhof

mit seinen aneinandergebauten Häusern, mit den Vordächern, den Kellerfallen vor dem Haus und den Treppen, die von aussen in den zweiten Stock führen, ist ein fast unberührtes Stück Beringen. Besonders lustig ist das Bild im Sommer. Wer nicht zur Arbeit muss, der macht es sich draussen auf einer der Treppen bequem.

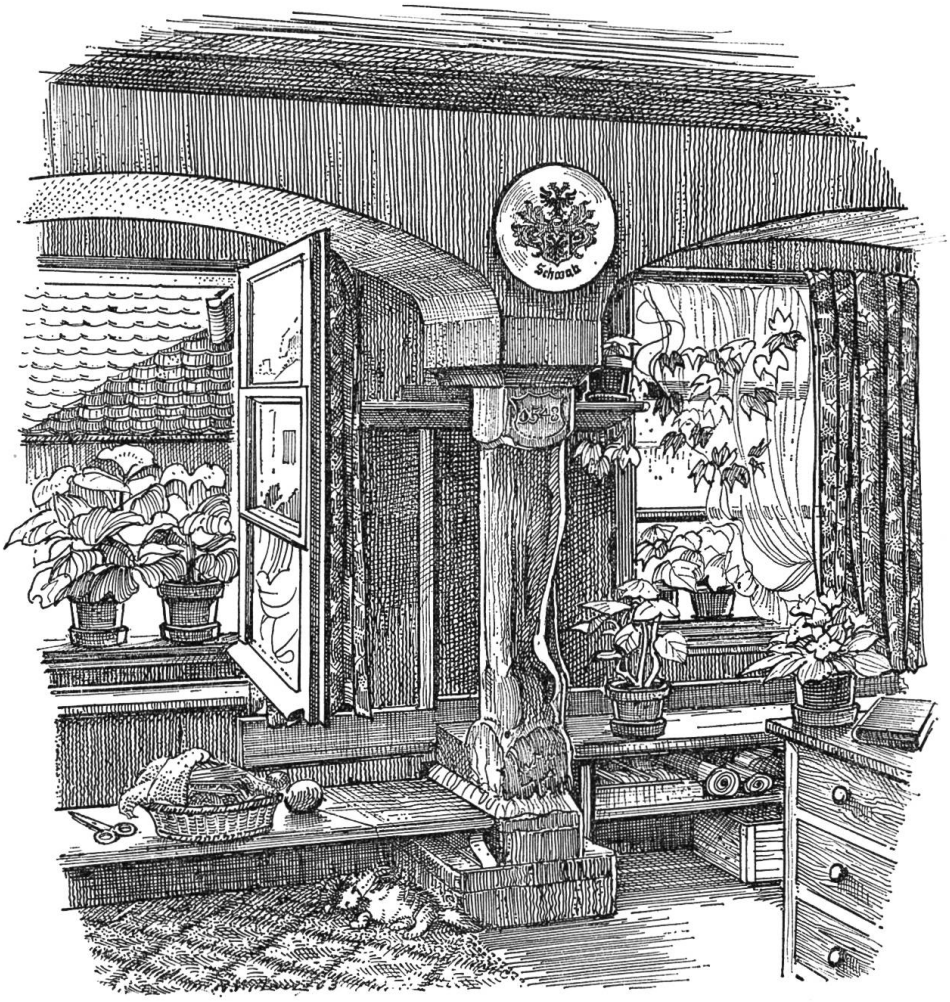
Da gehen die Stricknadeln, da werden Gofen gegaumt, die grösseren Kinder spielen ungestört auf dem Weg, und gegenüber klappert der Küfer mit Flaschen oder klopft an seinen Fässern. Im Vogelhof hat sich ein Stück Seldwyla in unsere Zeit hinübergerettet.

Der Paradieserhof

Im Paradiesli am Rhein kannten sich die Soldaten der letzten Grenzbesetzung aus dem Klettgau gut aus. Den Wald im Scharen durchstreiften sie Tag und Nacht, zu allen Jahreszeiten; die Wirtschaft besuchten sie, soweit es möglich war; die ehemaligen Klostergebäulichkeiten aber waren den meisten von uns unbekannt.

Am 6. Dezember 1253 schenkte der reiche und der Kirche wohlgesinnte Graf Hartmann der Aeltere von Kyburg dem Kloster Paradies bei Konstanz zu ewigem Besitz seine Güter und Rechte in Schwarza, d.h. in und um das Dorf, das da gestanden hat, wo sich heute die Gebäude des Paradieses erheben. Und gar bald zogen die Nonnen vom unruhvollen Konstanz weg und liessen sich im neuen Kloster am Rheinstrom nieder. Das Dorf Schwarza wurde nach und nach Kloster-

besitz. Durch Schenkungen und Kauf wusste sich das Kloster seinen Besitz zu vermehren, gar bald war es auch bei uns Haus- und Grundbesitzer. Im Jahre 1289 kaufte Paradies in Beringen 2 Schuposen Wiesen um 21 Mark Silber. Am 11. Juni 1291 verkaufte Heinrich, genannt Svager, Ritter, Bürger in Schaffhausen, den oberen Kehlhof in Beringen (hinter der Kirche gelegen) mit allen Zubehörden um 104 Mark Silber an das Kloster Paradies. Am 20. Dezember 1296 verkauften Heinrich von Zurzach, Pfarrer der Kirche in Morinshusen (Merishausen), und sein Bruder Ulrich, Bürger von Schaffhausen, das Gut Bonstetten in Beringen den Frauen im Paradies um 54 Mark Silber. 1326 haben die Frauen im Paradies einen Zins zu gut ab einem Acker, der gelegen ist «bi dem hoffe ze Lubelosen». Innert weniger Jahrzehnte hatten sich die Klosterfrauen am Rhein in unserem Dorf und Bann einen recht ansehnlichen Besitz erworben. Das Gut Bonstetten scheint seitdem den Namen Paradieserhof zu tragen. Jeder von uns kennt die Häuserzeile im Oberdorf mit den zwei währschaften Bauten. An den alten Häusern ist in den



letzten hundert Jahren nicht wenig gesündigt worden. Auch im Innern wurde modernisiert bis fast zur Unkenntlichkeit. Man kann nur ahnen, dass die zwei Häuser einst die stolzesten des Dorfes gewesen sein müssen, der Sitz des klösterlichen Verwalters, des Kellers, der die Lehenleute (Pächter) des Klosters kontrollierte, der Zinse und Zehnten einzog. Als Respektsperson wohnte der Keller besser und schöner als die übrigen Dörfler, davon zeugt die Stube des heutigen Besitzers, Herrn Schwab. Hinter den Fenstern spannen sich zwei weite Steinbogen, sie lagern auf einer schlanken Säule von rotem Sandstein. Im Sockel ist die Jahreszahl 1548 eingegraben. Vier Jahrhunderte sind indessen nicht spurlos an der Stube vorbeigegangen. Einem Einwohner scheint der Schleifstein gemangelt zu haben. Er hat Axt und Gertel an der Säule geschliffen und sie einseitig geformt. 1726 wurde der Kachelofen erstellt, die Jahreszahl findet sich auf zwei Seiten des Ofenfusses. Vor kurzem hat Herr Schwab, unter guter Beratung des kantonalen Denkmalpflegers, seine Stube renoviert und daraus eine kleine Sehenswürdigkeit gemacht.

Sein Nachbar, der Hagehalter Hans, ist der letzte Vertreter der ehemaligen Beringer Fuhrleute. Neben seinem ausgedehnten landwirtschaftlichen Betrieb hat er mit seinen schweren Rossen stets schweres und schwerstes Fuhrwerk ausgeführt. Nun verstummen auch im Paradieserhof nach und nach die Zurufe an Knecht und Pferd. Das Rasseln der Ketten, das «Garen» der Wagen wird seltener. Die alte Zeit entweicht.

Das Kloster Paradies ist schon lang aufgehoben. Ein Schimmer der klösterlichen Ruhe aber hat sich in ihrem ehemaligen Besitz im Beringer Paradieserhof erhalten, jene Ruhe, die Werken und Schaffen nicht stören, und die vor allem zwischen vollbrachtem Tagwerk und erstem Sonnenstrahl stark und tief ist.

Die Gipsmühle

oben im Dorf ist seit Generationen im Besitze der Familie Bolli. Als 1906 Konrad Bolli, Gipsmüller, starb, kündete dessen Sohn der Gemeinde den Vertrag über die Mehlmühle und zog ins väterliche Haus. Hier setzte er die vielfältige Werkerei seines Vaters fort. Zu dem Betrieb gehörte eine Landwirtschaft. Für den eigenen und für fremde Betriebe wurde mit bis zu sechs Rossen gefuhrwerkt, für das ganze Dorf wurde Holz gefräst, und schliesslich ging neben allem her fleissig und unermüdlich die Gipsmühle.

Von der Strassenseite her trieb das sechs Meter hohe Wasserrad Mühle und Stampfe. Der Gips kam von Schleitheim, anfänglich mit dem Sechsspänner, später mit dem Tram. Der Bahntransport war recht umständlich und mühsam. Mit kleinen Wagen wurde das Gestein aus der Grube gezogen und auf den grösseren

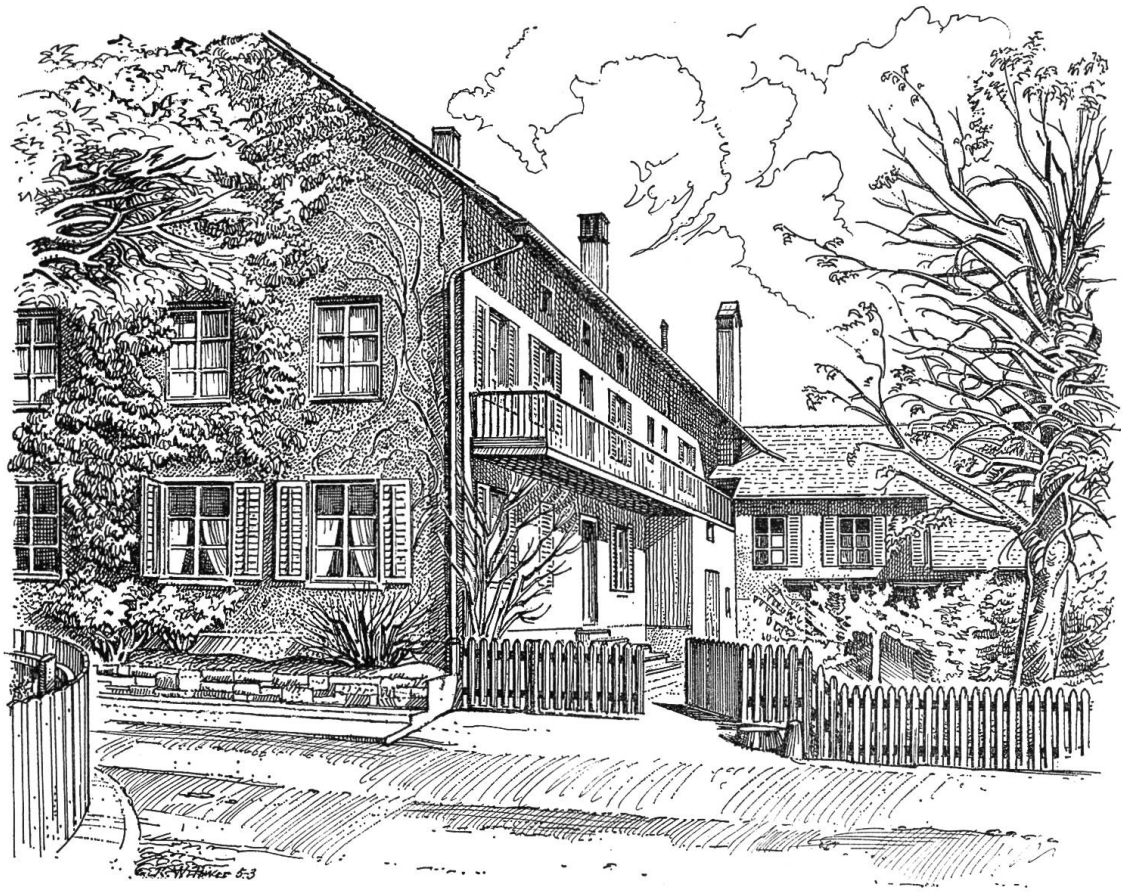
Wagen verladen. In Schleitheim lud man ins Tram um, und in Beringen geschah der dritte Umlad. Jetzt musste der Gips gebrannt werden. Im oder vor dem Haus wurde der Gipsmeiler gebaut: ein Haufe von vier auf vier Meter im Geviert und von über zwei Meter Höhe. Die ausgesparten Feuerräume wurden mit dreissig bis vierzig Wellen beschickt, und dann begann die Brennerei. Aus allen Löchern der Gipsmühle drang der Rauch, weil weder Kamin noch irgend ein eigentlicher Rauchabzug vorhanden war. Der Einheimische war sich an das rauchende Gebäude gewöhnt, den Fremdling aber konnte es erschrecken. So passierte es eines Tages, dass ein Randenwanderer in hellem Schreck dahereilte und Feueralarm geben wollte. Der gebrannte Gips wurde nun über schweren, gelochten Eisenplatten von sechs Eichenstempeln zerkleinert und kam darnach in die eigentliche Mühle. Wenn das Wasser genügte, ging das Werk Tag und Nacht. Die Stampfe liess das ganze Haus erdröhnen, und der feine Gipsstaub drang überall hin, selbst in Stube und Kammer. Ging der Mahlgang leer, dann schellte eine Glocke Alarm, und der Gipsmüller musste aufschütten. Das musste selbst während der Nacht zweimal getan werden. Der gemahlene Gips wurde in Säcke abgefüllt und anfänglich von den Bauern rings im Land abgeholt. Die Hemmentaler kamen mit dem Vierspänner oder auch nur mit dem Kuhfuhrwerk. Später wurden von einem Vertreter Bestellungen aufgenommen, und noch der dritte und letzte Gipsmüller, Herr Erwin Bolli, hat Gips in weitem Umkreis von Andelfingen bis nach Wagen-

hausen verführt. Es waren jedes Jahr ein paar tausend Säcke. Um die Jahrhundertwende kosteten 50 kg Gipsmehl 70 Rappen. Der Preis stieg dann bis zum Jahr 1949 auf zweieinhalb Franken. Im genannten Jahr aber ging der Betrieb ein; umfangreiche Reparaturen am ganzen Werk, besonders aber am Wasserrad, hätten das wenig lukrative Gipsmahlen noch unrentabler gestaltet. Ein Mühlstein und verrauchte Decken sind die letzten Zeugen des abgegangenen Gewerbes des Gipsmüllers in Beringen.

Das Haus zum Adler

Das stolze Gebäude mit seiner «Juchart Dachfläche» ist schon über hundert Jahre alt. Adler und Asyl Ruhesitz, samt allen Häusern entlang der Schaffhauserstrasse vom «Adler» bis ins «Wiesental», sind Kinder des Eisenbahnzeitalters. Der unternehmungsfrohe Schwyn, der das «Gemeindehaus» bei der Bahn gewünscht hatte, erbaute hier den Adler. Nach damaligem Brauch wurde ein gewaltiger Keller ausgehoben, die anfallende Erde verwendete man zum Auffüllen des am Platze vorhandenen Feuerweihers. Die Kalksteine wurden mit Stierfuhrwerken aus dem Steinbruch oberhalb der Staag herbeigeschafft. Als der Bau vollendet war, zeugte er für die Tüchtigkeit der Beringer Handwerker. Seine Einteilung war so verlockend, dass ein anderer Baulustiger die gleichen Pläne benützte. Das grosse Bauernhaus am Rande des Dorfes gegen Löhningen hin, der «Baumgarten», ist die Schwester des Adlers, gleich in Grösse und Ausmass, nur im Spiegelbild erstellt.

Aus dem Schwarzwald wurde damals viel Material, besonders Holz- und Holzkohle, per Achse in den Laufen bis nach Zürich geführt. Der 1930 verstorbene Adlerwirt Johann Meyer beherbergte die Fuhrleute. Seine Aufgabe war es, die Pferde auszuspannen, zu füttern, zu putzen und wieder einzuspannen, auch musste über die Enge Vorspann geleistet werden. Der Verkehr mit Schleitheim wurde mit der Pferdepost aufrechterhalten. Bei Andrang der Fahrgäste musste vom Adler aus die Beipost geführt werden. Es standen parat: ein Landauer und ein Fiaker samt dem nötigen Gespann. Zu den damaligen Zeiten war es auch Brauch, dass Geschäftsleute mit Kisten und Koffern ihren Kunden nachzogen. Im Adler stand immer ein Wagen für diesen Zweck bereit, um 1900 gab es fast täglich Fuhren. Es rollten die Räder, es knallten die Peitschen! Pferde stampften und wieherten. Hunger und Durst der Reisenden und Fuhrleute wollten gestillt sein. Von Schaffhausen rollten die Mühlefuhrwerke heran, Fischlis Fünfspänner, auch Luchsingers Gespann waren ein Stolz. Vor dem Adler wurde angehalten. Von Schleitheim kamen die Gips- und Mühlewagen, die Gäule wussten ihren Halteort. Mancher Begginger- oder Schleitheimergaul hielt vor dem Adler an, der Fuhrmann musste erst geweckt werden. Dies Kommen und Gehen gab immer reichlich



Arbeit. Selbst Meyers Buben, so klein sie waren, mussten zu den Gäulen stehen und bekamen als Entgelt 5 Rappen Trinkgeld. Indessen sorgte die Hausfrau für Speise und Trank. In der Wirtsstube, gleich beim Eingang, war der Tisch der Fechtbrüder und fahrenden Leute. Im Estrich oben befand sich ihr Zimmer. Auf Strohsäcken konnten sie um 20 Rappen schlafen — wie mancher musste aber erst den Betrag im Dorfe zusammenfechten. An den übrigen Tischen waren die stolzen Fuhrleute und die Reisenden, die Dörfler und Einheimischen zu finden. Ihr Durst war gross und das Weinmass nicht zu zimperlich. Der Wirtin musste es nicht Angst werden. Im Keller war Fassung genug, und unter Reif und Dauben lagen unvorstellbare Mengen Wein. Die vier grössten Fässer stammten von Küfer Roost, sie fassten in gespaltenem Holz über 200 Hektoliter. Manches Jahr war die ganze Fassung «platsched» voll, und wenn sie bis zum nächsten Herbst verkauft sein wollte, so konnte der Wirtin wahrlich kein Gras unter den Füssen wachsen. Neben dem Weintrinken war aber auch das Schnapsen noch recht im Schwange. Jeden Morgen wurden vor Arbeitsbeginn 1—2 Liter «Gurgelwasser» ausgeschenkt, selbst am Sonntag, ja dann erst recht. Das In-die-Kirche-Läuten war immer das Signal zum Gefechtsabbruch. Da trollten sich all die nach Hause, die stehenden Fusses ein und zwei Stunden politisierend und sprücheklopfend ums Buffet sich gedrängt.

Bei solchem Betriebe kam auch mancher Gast, der seine besonderen Mucken und Wünsche hatte. Regelmässig erschienen die Gailingerjuden mit dem Köfferchen am Rücken. Sie kauften Weinstein zusammen. Und weil manch junger Leser kaum jemals Weinstein gesehen hat, so soll er wissen, dass sich im Laufe der Jahre in einem Weinfass ein rötlicher Stein ansetzt, ganz ähnlich, wie sich im modernen Boiler Kalk niederschlägt und zu dicken Schichten anwächst.

Einer dieser Gailinger, der Hauhartli, verlangte regelmässig zu bestimmter Stunde die Hinterstube für sich. Er drehte hinter sich den Schlüssel, und hätten nicht neugierige Bubenaugen durchs Schlüsselloch geäugt, niemand hätte erfahren, dass das Männlein seine Gebete verrichtete, so wie seine Ahnen vor 1000 und mehr Jahren im heiligen Land es getan. Natürlich war auch der Beggingermüüser regelmässiger Gast. Jedes Kind kannte den Stelzfuss, und jeder Gast wusste, dass er um einen Schnaps das Gedicht vom Tambour im 70er Krieg zu hören bekam.

Kurz nach der Jahrhundertwende kam der Bau der Strassenbahn Schaffhausen-Schleitheim. Zugriffig übernahm der Adlerwirt den Transport von Kies, Schwellen und anderem Baumaterial. Die Arbeit gab er im Unterakkord an Bauern aus dem Klettgau weiter. Oft standen an die 30 Rosse im Stall. Die Bauern gingen ohne diese nach Hause. Der oft weite Weg konnte den Gäulen erspart bleiben. Als die Bahn eingeweiht wurde, und der Adlerwirt zum letztenmal seine Beipost geführt hatte, da wusste er auch, dass eine andere Zeit im Werden war. Die Fuhrwerke blieben eins nach dem andern aus, für den verlorenen Verdienst musste Ersatz geschaffen werden. Meyer versuchte es im Holzhandel und kam zudem auf eine ganz besondere Idee. Er offerierte das Schneiden von Kurzfutter. Die Pferdebesitzer in Schaffhausen, Fischli und Luchsinger, Müller, Architekt Hahn, Oberst Neher u. a. schickten regelmässig ihre Knechte nach Beringen. Dort mussten sie Kurzfutter in Säcken abholen, 70—80 Schaffhauserpferde frassen jahrelang Beringer Kurzfutter.

Kaum war für den ausgefallenen Strassenverkehr Ersatz geschaffen, da kam ein neues Unglück über den Adler, — das Auto. Aus war's mit dem Kurzfutter, aus mit den allerbesten Fuhrwerken, aus mit den letzten altmodischen Reisenden und Rossbesitzern! Da galt es im Adler wieder umzustellen. Eine Mosterei wurde eingerichtet. Eine der ersten Kegelbahnen im Kanton wurde aufgestellt. Heuaufzüge wurden montiert, Salz in der Stadt geholt, Rebstecken gehandelt, ebenso landwirtschaftliche Produkte, — wahrlich, der Adlerwirt tummelte sich. Und mit keinem Wort ist bis anhin gesagt worden, dass er neben all diesen Dingen noch ein rechtes landwirtschaftliches Gewerbe zu betreuen hatte.

Vorbei ist die Zeit, da man die angefressenen Achsen an den Kohlenfuhrwerken mit eingeschlagenen Kupfermünzen flott machte. Vorbei die Zeit, da das Zugspersonal rudelweise im Adler Znüni ass und erst auf das dritte oder vierte Pfeifen des Heizers zur Arbeit zurückkehrte. Vorbei die Zeit, da der Süülihändler

Schmid von Räterschen alle Montage, wie eine Uhr, mit seiner quietschenden Fracht vorfuhr. Tot ist der Adlerhans schon mehr als 20 Jahre, und leer ist das Haus von Pferden, Wein und Gästen! Die Erinnerungen an das Haus gehen verloren. Nur im Stadtkeller zu Schaffhausen liegen noch die guten, grossen Weinfässer von Küfermeister Roost. Sie waren nicht zu gering, vom Adlerkeller in den «Kleinen Käfig» eingeschlossen zu werden. Mögen sie noch recht lange Weinstein ansetzen und möge ihr Inhalt den Stadtherren das Herz erfreuen!

Beringer Geschlechter

Ursprünglich, wohl über Hunderte von Jahren gleichbleibend, zählte Beringen nur 13—20 Geschlechter, wie Bolli, Bollinger, Hauser, Keller, Roost, Schlatter, Schneider, Schwyn, Tanner, Zoller usw. Heute sind es gut 150. Einigen von ihnen sollen folgende Abschnitte gewidmet sein. Die

Bollinger

sind ein altes und zähes Geschlecht; sie waren seit jeher zahlreich in Beringen. Auch in Löhningen sitzen Bollinger seit alten Zeiten; zuerst werden sie aber in Hemmenthal genannt und manche Gelehrte glauben, dass die Beringer Bollinger von Hemmenthal stammen möchten. Alte Papiere könnten diese Meinung unterstützen. Im Jahre 1296, zu einer Zeit also, da sich die Eidgenossen erst wenige Jahre ihres Rütlibundes freuten, lebte in Hemmenthal ein Heinrich Bollinger. 1342 zählte eine Urkunde die Geschlechter unseres Nachbardorfes auf, u. a. auch die Bollinger, im folgenden Jahre werden in einem Zinsrodel Cüeni Bollinger und Hans der Bollinger von Hemmenthal genannt. Fast ebenso früh wie in Hemmenthal, nämlich im Jahre 1299, taucht in Schaffhausen ein Vertreter der Bollinger auf.

Bald nach 1600 können wir dem Geschlechte in unseren Kirchenbüchern nachgehen. Von 1608—1618 scheint es mit den Roost zusammen am häufigsten vertreten gewesen zu sein, wurden doch in den zehn Jahren 62 Bollingerkindlein und ebenso viele Nachkommen der Roost getauft. An dritter Stelle folgen die Zoller mit 26 Taufen, und die Hauser trugen 25 Kindlein zum Taufstein. Und weil die Bollinger um 1600 in unserm Dorfe so stark vertreten waren, dürfen wir wohl annehmen, dass sie es schon lange gewesen waren, lange, bevor die ersten Urkunden von ihnen berichteten. Damals hatten wir in Beringen 19 Geschlechter. Das Bollingergeschlecht blieb für die nächsten 200 Jahre das lebenskräftigste. Im

Zeitraum 1708—1718 waren mehr als ein Drittel aller getauften Kinder Bollinger, hundert Jahre später waren es immerhin noch mehr als ein Viertel — heute tragen über 160 kleine und grosse Einwohner in unserm Dorfe den Bollingernamen.

Viele Bollinger haben im Laufe schlechter Zeitläufe die Heimat verlassen. Ihre Wege führten nach Deutschland, Italien, Frankreich, nach Australien und vor allem nach Amerika. Vor hundert Jahren reisten vier Bollingerfamilien übers grosse Wasser. Die erste zählte 6, die zweite 8, die dritte 10 und die vierte 5 Kinder; 37 Personen aus demselben Geschlechte zogen weg, das war ein Aderlass, den nur eine starke, lebenskräftige Sippe unbeschadet ertragen konnte.

Immer und immer wieder haben die Bollinger Leute gestellt, die ob ihren Leistungen über die Dorfmark hinaus Anerkennung und Hochachtung verdienten und erwarben. Zu denen, die ein besonderes Pfund zu verwalten hatten, gehörte *Oberst Heinrich Bollinger,* geboren 15. Dezember 1832, gestorben 14. Dezember 1911. Der Vater war Jakob Bollinger, Metzger, Gemeinderat, Friedensrichter, Präsident; die Mutter war eine Katharina Schaad von Oberhallau. Am 20. Dezember 1877 feierten die Eltern die goldene Hochzeit. Da hatte ihr Sohn schon einen der höchsten militärischen Ränge erklommen. Zwei Töchter waren an Instruktoren aus dem Roostengeschlecht verheiratet. So sahen die feiernden Eltern viel Soldatenblut im engsten Familienkreise. Mit besonderem Stolze mögen die betagten Eltern auf ihren Sohn Heinrich gesehen haben. Nach dem Studium der Rechte in Basel, Tübingen und Heidelberg hatte er sich das Bürgerrecht der Stadt Schaffhausen erworben. Zwei Jahre darauf amtete er schon als Verhörrichter und wurde 1872 Regierungsrat. Neben der beruflichen Arbeit bewältigte Heinrich Bollinger noch eine gewaltige militärische. Er war Oberinstruktor der Schaffhauser Truppen. 1870/71 führte er die 2. Brigade (Grenzbesetzung). 1874 wurde er Kreisinstruktor der VI., 1892 der VII. Division. Die Eltern durften einen grossen Teil des Aufstieges ihres Sohnes miterleben. «Oberst Bollinger» nannten die Beringer ihren Mitbürger und waren mit Recht stolz auf ihn. Oberstendorf hat man Beringen schon oft genannt; Oberst Bollinger war der erste hohe Offizier unseres Dorfes.

Bolli

und Bollin gab es schon früh weitherum, hüben und drüben des Rheins. Nach alter Sitte war die Schreibweise nicht immer die gleiche. Der Herr Pfarrer schrieb vielleicht Bollin, der Gemeindeschreiber Bolli und der Namenträger Boli. Je nach den Umständen ist die eine oder andere Form zur Daueranwendung gekommen. Schaffhausen beherbergt Bohli, Bolli und Bollin. In Zürich wohnen Bolle, Bolli, Bollin; in St. Gallen Bohli, Boll, Bolli und Bollin, u. s. f.

Eine Familienüberlieferung meldet, dass unsere Beringer-Bolli aus dem Westen her als Glaubensflüchtlinge gekommen seien. Tatsächlich gibt es Geschlechter, die um des Glaubens willen ihr Vaterland verliessen und sich anderwärts ansiedelten. Tatsache ist aber auch, dass dies von mancher Familie zu Unrecht weiter erzählt wird, wohl auch in unserm Falle. Wir können suchen und darnach graben, es ist alles umsonst. Warum soll auch alles von «auswärts» gekommen sein? Glauben wir lieber, dass die Bolli seit urdenklichen Zeiten unter der Enge zu Hause sind und schon da waren, als es überhaupt noch keine Geschlechtsnamen gab. Von der Zeit her, da wir schriftliche Nachrichten über unsere Vorfahren haben, brachte das Geschlecht der Bolli immer und immer wieder Männer hervor, die der Oeffentlichkeit ihre besonderen Gaben zur Verfügung stellten. Auf der ersten Seite des ersten Gerichtsprotokolls der Gemeinde Beringen stehen die Worte: «Item, ich Jakob Bolli, Untervogt zu Beringen (habe) Gericht gehalten im Namen meiner gnädigen Herren und Oberen den 31. Tag Oktober 1615.» Ungefähr zu gleicher Zeit lebte Cleinhans Bolli, Vater von sechs Kindern. Das Taufregister führt ihn von 1615—1628 nicht weniger als zehnmal als Götti auf. Im Gerichtsprotokoll ist er als Kirchenpfleger verzeichnet. Hansjakob Bolli, der 1648 an der Haargasse wohnte, war Mitglied des Gemeinderates, oder wie man damals sagte, er sass im Gericht. Im Laufe von 300 Jahren war immer ein Bolli im Gemeinderat, erst in der Neuzeit ist es anders geworden.

Mit glänzenden Gaben und mit unermüdlichem Fleiss war *Beat Heinrich Bolli*, geboren 21. Mai 1858, gestorben 15. September 1938, ausgestattet. Als Sohn des «Riitereschuemachers» wuchs er in bescheidenen Verhältnissen im heutigen Haus zur «Blume» auf. Eltern und Geschwister wandten alles daran, dass Heinrich studieren konnte. Das Opfer der Angehörigen war nicht umsonst. Der junge Jurist begann seine Laufbahn in einem schaffhauserischen Advokaturbureau, wurde dann Kantonsgerichtsschreiber, Erziehungssekretär, Verhörrichter. In politischen Sachen war Bolli eine Respektsperson. Wie freuten sich unsere Lesevereinler, wenn er ihrer Bitte entsprach und in seinem Dorfe über irgend eine Gesetzesvorlage referierte. Aber nicht nur die Beringer hörten auf das Wort ihres Bürgers. Freund und Feind im ganzen Kanton achteten darauf. Ja, es heisst irgendwo: Sein Wort hat im ganzen Land den besten Klang. Neben der Berufsarbeit diente Beat Bolli dem Kanton als Kantons- und Ständerat. Im Jahre 1917 wurde er zum Präsidenten des Ständerates gewählt; wahrlich für ihn, für seine Heimatgemeinde und für den Kanton Schaffhausen eine hohe Ehre.

Damit nicht genug. Bolli war auch «ein tüchtiger Militär»; von den einen «Herr Oberst» genannt, von den andern als «kleiner Hindenburg» betitelt. Das Historisch-Biographische Lexikon sagt ganz trocken: Beat Bolli, Mitglied des Schweiz. Militärkassationsgerichtes seit 1918, Oberst der Infanterie, Kommandant der Fortifikation Murten 1914—1918. — Ueber das Lebenswerk Beat Hein-

rich Bollis könnte noch viel und Rühmliches gesagt werden, — die Universität Basel verlieh ihm ehrenhalber den Doktortitel —, ehren wir den grossen Beringer, indem wir seiner in Hochachtung und Liebe gedenken! Oberst Bolli hatte ein besonderes Pfund in die Wiege bekommen. Viele seiner Namensvettern verwalten ihr kleineres mit ebensoviel Sorgfalt und Pflichttreue. Wollten im Dorfe alle Bolli plötzlich streiken, da würde das Räderwerk des Alltags einen bösen Hieb abbekommen: der Schalter der Spar- und Leihkasse wäre geschlossen, die Post würde im Dorfkern nicht mehr vertragen, die Fünftklässler hätten Dauerferien, die Krankenscheine wären nicht mehr erhältlich, die Arbeiter eines Baugeschäfts müssten feiern, und schliesslich hätte man vor einigen Jahren keine Staatssteuern mehr bezahlen müssen, weil eben auch der Staatskassier Bolli beim «Bollistreik» mitgemacht hätte!

*

Abnehmen, mindern, vermindern, kürzen, schmälern, schwinden sind sinnverwandte Tätigkeiten; vor Zeiten hätte man weiterfahren können: schwanen, schwinen, schweinen, schwenden. Von «schweinen», im Sinne von «weniger werden», abschwächen, sich zusammenziehen, kommt unser uralter und meines Wissens nur in Beringen ursprünglich beheimateter Geschlechtsname

Schwyn.

Dereinst war es verboten, jemandem das Wasser zu swainen, d.h. abzugraben, abzuleiten. Vor zwei oder drei Jahrhunderten klagten die Regierungen, dass der Wald zu viel geschweinet oder geschwendet würde (verdorben und ausgeplündert). Ein Haus verpachtete man unter der Bedingung, dass «alda nüt geschweinet» werde; indessen man auch Ratsherren minderte und schwainte (in der Zahl verringerte). Der Gemeindekassier benannte die Differenz zwischen Ein- und Ausgaben an Kernen und Wein «Schwanung» (Verlust). Regnet es am Barabas (Barnabas, 11. Juni), so schwiined d Truube bis is Fass, sagt ein altes Sprichwort. Ein Schreiner meinte einmal, die grösste Sorge in seinem Fache verursache das Schwiine, das Kürzer- und Schmalerwerden des Holzes. Schwanden, Schwendi, Schwendirüti und andere Flur- und Ortsnamen erinnern an die Zeit, da man das Roden des Waldes «schwenden» nannte.

Der Sinn der vielgestaltigen Namen, die Bedeutung der Namen scheint schon wenige Jahrhunderte nach ihrem Entstehen verloren gegangen zu sein. Die Schwyn schrieben sich bis 1810 richtigerweise Schwein. Schon lange vorher wusste wohl kein Mensch mehr, was das bedeuten sollte. Man sprach wahrscheinlich auch so, wie man jetzt anfing zu schreiben. Zudem ist ja der Buchstabe y ein gar vornehmer Geselle, der heute besonders den Vornamen Glanz und Schimmer gibt.

Werden, Wachsen, Blühen und Versinken ist nicht nur das Los jedes Einzelnen, auch die Geschlechter trifft dieser Reigen. Landauf, landab kann man beobachten, wie Geschlechter emporwachsen, wie sie erstarken. Andere lassen deutlich erkennen, dass ihr Höhepunkt überschritten ist; von den dritten, den ausgestorbenen Geschlechtern, künden oft nicht einmal mehr vergilbte Blätter. Die Schwyn scheinen zu den ersteren zu gehören.

Im Geburtsregister des Jahres 1608 erscheint der Name Schwyn schon ziemlich häufig. Aber verhältnismässig spät findet man den Namen in andern Archivalien. Im Jahr 1643 erhält Alexander Schwyn gemäss einem Reversbrief vom Kloster Allerheiligen im Füllinstall (wahrscheinlich auf dem Randen) anderthalb Juchart Ackerland zu Erblehen. Alle weiteren Akten zeigen die Schwyn in kleinen bäuerlichen Verhältnissen, ohne Amt, und selten in den ortsüblichen, von den gnädigen Herren auf dem Lande erlaubten Berufen wie Maurer, Weber, Schneider oder Bäcker. Erst ums Jahr 1800 treten die Schwyn auch im öffentlichen Leben auf. Einer wird der «alt Vogt» (Gemeindepräsident) genannt, der andere ist Kirchenpfleger. Das 19. Jahrhundert aber schenkte Dorf und Land eine Anzahl Schwyn, welche die Blütezeit des Geschlechtes erkennen lassen.

Hier sei vor allem der Lehrergilde Schwyn gedacht. Heinrich Schwyn, geboren 1826, gestorben 1905 war von 1843—1900 Lehrer an unserer Dorfschule. 56 Jahre hat er seine Kraft dem Kinde gewidmet und sein Bestes getan. 1879 trat ihm zur Seite sein Sohn Johann Schwyn. 21 Jahre durften Vater und Sohn zusammen arbeiten. Nach des Vaters Tod verblieb Johann Schwyn noch 19 Jahre im Amt. Die dritte Generation der Lehrersfamilie verkörperte Ernst Schwyn, Reallehrer in Schaffhausen, ein Schulmann von hervorragender Tüchtigkeit, der hohes Ansehen genoss. Aus der vierten Generation hatte sich Fräulein Hanna Schwyn dem Lehramt zugewendet; sie wirkte bis zu ihrer Verheiratung an der Mädchenrealschule Schaffhausen.

Wir wollen aber auch aller jener Schwyn gedenken, die im Dorf und in der Fremde ihre Pflicht tun. Wenige sind dem Acker treu geblieben. Sie arbeiten im Staatsdienst, im Gewerbe und in der Fabrik. Die meisten der im Dorf Ansässigen haben sich dem Baugewerbe verschrieben. Jeder der Schwyn hat seinen besonderen Charakter, und mir will scheinen, dass den meisten grosse Regsamkeit und Schaffenskraft eigen ist. Das Geschlecht ist lebenskräftig, stark und jung. Trotz des Namens «swaint» es noch lange nicht, wohnen doch noch über 120 Schwyn in Beringen.

*

Auf kantonalem Boden ein typisch Beringer Geschlecht ist das der

Roost.

Das Historisch-Biographische Lexikon sagt: Roost, 1457 in Neuenkirch (Amt Sursee), seit Anfang des 16. Jahrhunderts in Beringen vorkommende Familie, von wel-

Schmiedstube

cher Angehörige 1578 und 1841 Bürger der Stadt Schaffhausen wurden und sich nach dem Thurgau und nach Amerika verbreiteten.

Die Roost haben einen Namensvertreter, der weit über das Normalmass hinausgewachsen ist: *Generalstabschef Heinrich Roost,* geboren 25. Mai 1872, gestorben 9. Januar 1936. In Beringen hat er seine Jugend erlebt. In unserem Dorf war er verwurzelt, und die damals selbstverständliche Einfachheit in allen Dingen wurde früh ein Teil seines Wesens. Vom Vater, Instruktionsoffizier auf dem Waffenplatz Zürich, scheint der Sohn die Neigung zum Militärdienst und zur Soldatenerziehung geerbt zu haben. Aber der Weg zum hohen Offizier ist ein langer und beschwerlicher. Erst galt es den Schulsack anzureichern. Von unserer Dorfschule ging es an die Kantonsschule, dann ins Welschland und schliesslich an die militärwissenschaftliche Abteilung der ETH. Mit 24 Jahren konnte der zukünftige Generalstabschef in den Instruktionsdienst der Armee eintreten. Im bewährten schweizerischen Schrittmass ging es nun von Stufe zu Stufe, von Rang zu Rang. Am 22. Dezember 1928 berichtete das Intelligenzblatt: Der Bundesrat hat eine auch für den Kanton Schaffhausen ehrenvolle Wahl getroffen. Der Chef des Generalstabes der Armee, Oberstdivisionär Roost ist zum Armeekorpskommandanten befördert worden. Im gleichen Augenblick erfährt man auch, wo unser Landsmann überall eingesetzt wurde: Er war abkommandiert zu den österreichischen Kaiserjägern, er kommandierte das Bataillon 98, er war Waffenchef der Infanterie, er tat Dienst im Generalstab. Während des 1. Weltkrieges war Roost erst Stabschef im 3. Armeekorps, dann in der 6. Division. Nach dem Kriege kom-

mandierte er vorübergehend die Infanteriebrigade 12, im Jahre 1926 sodann Manöverdivisionen.

Der Soldat ahnt kaum, welch Arbeitspensum von einem hohen Offizier zu bewältigen und wieviel Verantwortung zu tragen ist. Für ihn ist einzig entscheidend, ob der Vorgesetzte im Soldaten auch den Menschen sieht, dass er nicht nur befiehlt, sondern auch erklärt, dass er dem Untergebenen guten Willen und Verstand zubilligt. In der Festschrift «150 Jahre Schaffhauser Kantonale Offiziersgesellschaft» schreibt Oblt. Bächtold: «Roost war ein Führer und Erzieher, für den das Wort galt, dass seine Truppen für ihn durch das Feuer gegangen wären... Sein Hauptanliegen bestand in der Erziehung zur Selbständigkeit, im Kampf gegen Schema und Schablonen. Es werde, so sagte er immer wieder, in der Schweizer Armee zu viel befohlen. Das vergalstere die Leute, die sich als freie Bürger einer Demokratie nicht gewohnt seien, am Gängelband geführt zu werden. Durch Freiwilligkeit lasse sich in der Schweiz mehr erreichen als durch Befehl.» Dem hochangesehenen Beringer Bürger war es nicht vergönnt, ein geruhsames Alter anzutreten. In dem Moment, da andere sich darauf vorbereiten, die Arbeit und das Kommando an jüngere abzutreten, ereilte Heinrich Roost der Tod. Seine sterbliche Hülle kam zurück ins Heimatdorf und hat an der Südwand unserer Kirche die letzte Ruhestätte gefunden.

⁂

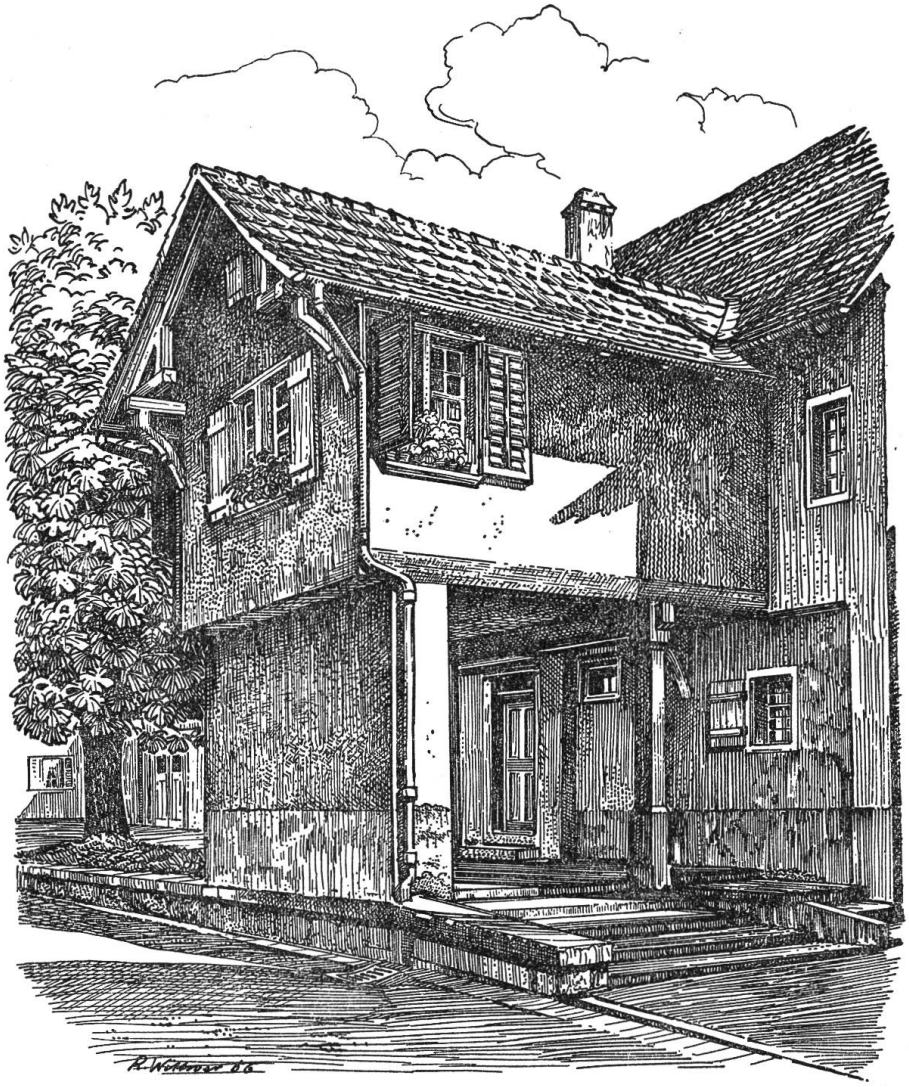
Das Geschlecht der *Wolf* gehört mit zu den alteingesessenen Geschlechtern unseres Dorfes. Ein Wolf ist der Erstverzeichnete in unserm ältesten Kirchenbuch, er brachte kurz nach 1600 ein Kindlein zur Taufe. Die Wolf waren nie zahlreich, heute leben alle männlichen Vertreter auswärts. Einer der Dahingeschiedenen lebt noch durch seine Werke mitten unter uns, es ist Alexander Wolf, der Maler. Dorfauf und dorfab finden sich Stuben, in denen seine Bilder in Ehren gehalten werden. Weit im Land verstreut finden sich weitere seiner Werke.

Alexander Wolf wurde 1864 geboren, in eine Zeit hinein, da fast in jedem Haus Schmalhans regierte, da Mann, Frau und Kind, jedermann im Dorf sich um das tägliche Brot abrackern und sich darauf besinnen musste, wie dem Hunger zu begegnen sei. Da mag es denn den Eltern des Buben seltsam vorgekommen sein, dass ihr Junge früh die wundervolle Gabe des Zeichnens zeigte. Seine Mitkonfirmanden werden nicht weniger gestaunt haben, als er ihnen die Namen, reich verziert mit Figuren und Ornamenten ins Gesangbuch schrieb. Alexander Wolf zeigte früh Ungewohntes. Das Schicksal fügte es gütig, dass im trockenen und kargen Boden unter der Enge dies Pflänzlein der Kunst Wurzeln schlagen und gedeihen konnte.

Des Künstlers Lebensweg war nicht steiniger und dorniger als der seiner Zeitgenossen, ihm war nur versagt, das Leben zu meistern, wie es wünschenswert ge-

wesen wäre. Die Malerlehre im Reiat oben beendete er nicht. Die Kaufmannslehre im Kunstverlag Wegenstein im Schloss Laufen führte auch nicht zum erwarteten Erfolg, wohl aber zur Kunst hin. Herr Wegenstein erkannte und förderte die besonderen Gaben seines Lehrlings. Er schickte ihn in den Wintermonaten, wenn der Besucherstrom am Rheinfall ausblieb, zum Studium nach Florenz. Auf eigene Faust ging Alexander Wolf die folgenden Winter nach München, zum letztenmal zusammen mit seiner Ehefrau Margrit Bolli, einer Beringerin. Die junge Frau verdiente den Lebensunterhalt für beide mit ihrer Hände Arbeit. Die beiden kehrten wieder zurück in ihr Heimatdorf. Inmitten der Dorfgenossen und der wohlvertrauten Heimat wurde und war Alexander Wolf der Künstler. Da entstanden im Laufe der Jahre anmutige Bilder, meistens Porträts von Kindern, von den Armen des Dorfes, von den Bauern mit ihrem festen und ausgeglichenen Wesen. Was sich rasch veränderte, was sich bewegte, dem wich der Maler aus. Tiere hätte er wohl gerne gemalt, aber er tat es nicht. Landschaften nahm er ein paarmal in Angriff, ärgerte sich dann aber sehr, wenn sie sich rasch anders zeigten. Zum Porträtieren wurde der Künstler bald auch nach auswärts gerufen, von auswärts kam ihm jetzt Förderung, Anerkennung zu, Käufer stellten sich ein.

Das Glück ist ein unsicherer Gefährte. Frohe Zeiten, voller Schaffenskraft und Erfolg wurden abgelöst von düsteren Wochen, während denen der Pinsel ruhte, der Fuss unstet herumtrieb, das Herz voller Enttäuschung, Bitternis und Misstrauen war. Noch einmal kam eine Zeit des Glanzes, des Erfolges, der Anerkennung. Und gerade in dieser glücklichen Zeit muss die seit Jahren schwelende Krankheit des Geistes und der Seele explosionsartig ausgebrochen sein. Am 27. April 1921 legte Alexander Wolf den Pinsel endgültig aus der Hand und beendete seinen irdischen Lauf. Schatten und Beschwerden, Not und Tragik sind mit dem Leib zur Ruhe gegangen. Das Lebenswerk des Künstlers, einige hundert Bilder umfassend, lässt nirgends des Schaffenden Not erkennen, in ihnen lebt nur Beglückendes, Gutes und Schönes fort. Möge sich die junge Generation bewusst sein, dass Alexander Wolf einer der befähigtsten war, die unser Dorf hervorgebracht hat und darauf stolz sein. Noch lebt unter uns eines der drei Kinder aus der Ehe des Künstlers, *Elise Wolf,* Kunstmalerin. Nur keine Künstlerin soll sie werden, darin waren sich die Eltern früh einig. Die gute Mutter war erfreut ob den schlechten Zeichnungsnoten des Töchterchens in der Realschule — die Schulnoten haben nicht verhindern können, dass die Tochter in die Fussstapfen des Vaters trat. Im Gegensatz zu ihm verschrieb sie sich der Landschaft. Die Geduld und Langmut, die es dazu braucht, hatte Elise Wolf ihrem Vater voraus und verdankte sie ihren mütterlichen Vorfahren. Und wie dem Vater, so ist auch der Tochter die engste Heimat das Liebste. Immer und immer wieder zeigt sie uns die Schönheit unseres Dorfes, unserer Fluren. Der Kunstmalerin Elise Wolf wissen alle Kunst- und Heimatfreunde herzlichen Dank.



Gleich hinter dem Gemeindehaus liegt verborgen das Pfarrhaus. Dutzende von Pfarrersfamilien haben darin gehaust, mehr oder weniger glücklich, je nach dem Grad ihrer Bescheidenheit. Umbauten und Verbesserungen mussten immer und immer wieder erbettelt und erdauert werden; die gnädigen Herren waren von kaltem Blut, wenn der Pfarrherr zu Beringen seine Wünsche darbrachte. Nach der Revolution, also im letzten Jahrhundert, kam das Pfarrhaus mit allen Pflichten und Rechten an die Gemeinde — da mag es denn gewesen sein, dass die Beringer Handwerker dem Pfarrer neuen Raum schafften, so wie das Bild uns dartut. Man weiss nicht recht, soll man lachen oder weinen ob dieser Baute — auf jeden Fall wünscht man dem Schläfer oder der Schläferin da oben zur Winterszeit ein währschaftes Bett und etliche handfeste Chriesisäcke.

Beinamen — Uebernamen

Wenn im Dorf die Zahl der Geschlechter klein ist, und wenn es sich mit den Vornamen ähnlich verhält, so müssen die Namen ergänzt werden. Man kann doch nicht vom Bollinger Jakob reden, ohne dass man ihn genauer bestimmt: Es hat ja deren ein halb Dutzend im Dorf! Die Präzisierung kann nun auf vielfache Art und Weise geschehen. So bunt ist das Namengut, wie die Sprache des Volkes reich ist.

In alten Zeiten ergänzte man den Namen eines Menschenkindes gern mit dem oder den Namen, die Vater und Mutter, Grosseltern und Urgrosseltern schon getragen. Beispiele sind: De Lidiäli, es Vogelchuerete-Andres, de Hofhanise-Jakob, de Schriiberjakobe-Oskar.

Beruf und Amt gaben willkommene Namensergänzungen: De Fehnrich und de Tampur; beide waren stolz auf ihr Amt und ebenso stolz auf das Kleid, das ihnen die gnädigen Herren spendiert hatten. D'Majörin hatte von ihrem Manne mehr an Namen gewonnen, als d'Hauptmebääbe, bei der es keine Beförderung gab, auch dann nicht, als ihr Bruder Generalstabschef geworden war. De Stabhalterkoneret hat einen Vorfahren gehabt, der den Stab im Dorfgericht gehalten. Der Stab ist ein uraltes Symbol der Amtsgewalt im Rechtsverfahren. Er wird über dem Todsünder gebrochen und dazu gesprochen: «Armer Mensch, höre dein Urtel an. Da liset man dem Sünder sein Urtel vor, ein Stäblin in der Hand haltend; und da das Urtel vorgelesen, bricht der Herr Ambtschultheiss den Stab und wirfft die Stückh vor dem armen Menschen zue Boden und spricht also: So gwüss das diser Stab gebrochen, so gwüss wirst du heut des Todts sterben.» Wollte eine Partei in Zivilsachen appellieren, so musste sie es tun, solange der Stab noch auf dem Tische lag. Noch heute tragen bei feierlichen Anlässen die Kantonsweibel den Regierungsmannen den Stab voran. Wer einst vor den Regenten schwören musste, tat es, indem er zur Bekräftigung an den Stab griff. Der Stabhalter der Gemeinde Beringen hielt einen Stab, dem wenig Gewalt gegeben war; wohl dem, der keinen höheren kennen lernen musste. In Oberhallau (unseres Wissens auch in Löhningen) wird heute noch der Vizepräsident des Gemeinderates Stabhalter genannt; in Beringen ist dieser Brauch ausgestorben.

An alte Zeiten erinnern auch noch die Namen: de Salzwägerchueret, de Zehetmaa und de Siegerjakob.

Brot und Salz, Gott erhalt's! Die Ureinwohner unseres Landes kannten das Salz wahrscheinlich nicht. Fremde Kaufleute aus fernen Landen haben es auf dem Wege des Tauschhandels zu uns gebracht und jahrhundertelang war es ein begehrtes und teures Ding. Die alten Eidgenossen haben um des Salzes willen Söldner an fremde Machthaber abgegeben. Frankreich war Hauptlieferant; über den Boden-

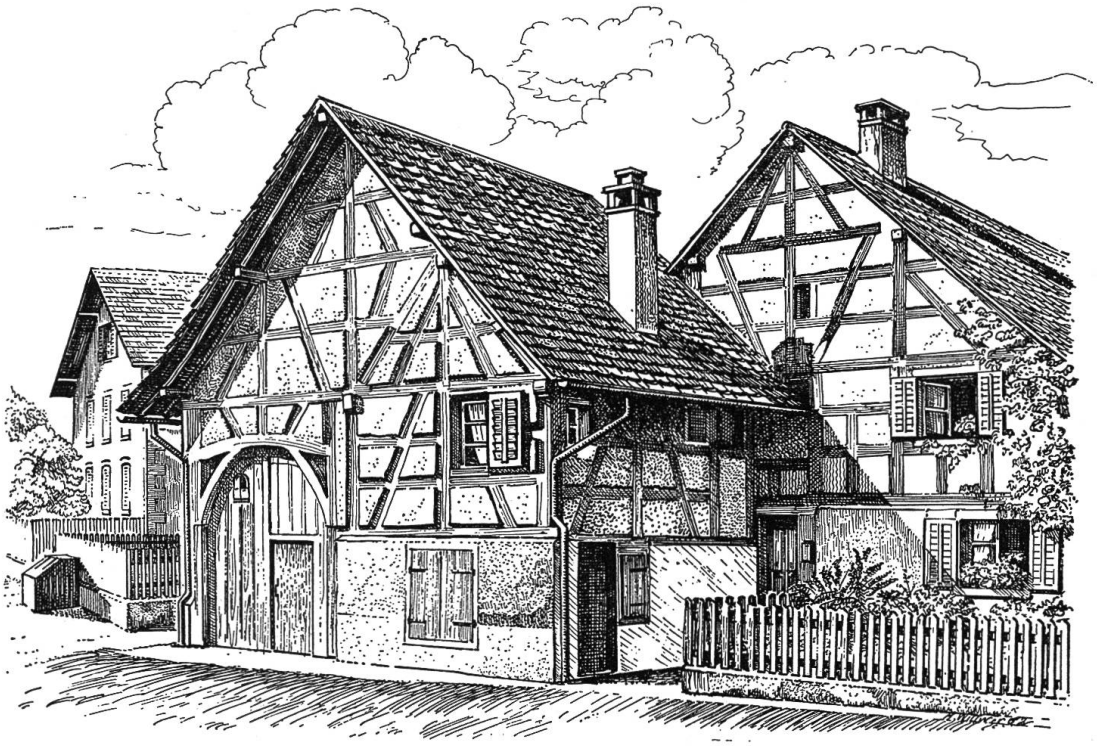
see, den Rhein herunter kam österreichisches Salz. Die Salzscheiben wurden an der Schifflände in Schaffhausen ausgeladen und im Salzstadel eingelagert, bis Order zum Weitertransport eintraf. Mit dem Salzhandel befassten sich von jeher fast ausschliesslich die Regierungen. Der Zweck der Regalisierung war ehemals und ist heute noch das Hereinbringen einer Verbrauchssteuer. Der Salzwäger war der Vertrauensmann der Regierung, und er allein durfte Salz verkaufen. Andernorts trifft man Geschlechtsnamen wie die Salzmann in den Kantonen Luzern, Wallis und Zürich, die Salzgeber im Kanton Graubünden. Die Vorfahren dieser Geschlechter haben die gleiche Tätigkeit ausgeübt wie der ehemalige Salzmesser oder Salzwäger zu Beringen.

Zu Zeiten zog der Zehetmaa den Zehnten für den Grundbesitzer ein; es konnte dies ein Kloster oder ein begüterter Bürger der Stadt sein. Sicherlich war dieser Beamte so wenig ästimiert wie der Steuereinzüger von heute. Wie haben doch die Bauern in der alten Zeit den Zehnten verwünscht, zur Revolutionszeit in erster Linie dessen Abschaffung gefordert. Wie oft sind um seinetwillen Unruhe und Streitigkeit entstanden. Die Abgabe an den Grundherrn war hart, aber auch nicht immer ganz ehrlich; man gab nicht den besten Kernen und am liebsten den sauersten Wein. Seit hundert Jahren ist der Zehnten gefallen. Der letzte Zehntenmann ist schon lange tot. Die Zehntenscheuer zu Beringen ist nur wenigen bekannt. Wir haben dafür etwas anderes, aber nicht besseres eingetauscht: ein ganzes, buntes Mosaik von Steuern! Und wer da findet, das Zehntzahlen sei schlimmer gewesen als das Geben in Prozenten, der tut eine Fehlrechnung. Dass er falsch gewickelt ist, sollte er daran erkennen, dass es im Gegensatz zum Zehntenmann heute keinen Steuermann gibt. Der Volksmund nennt den armen Teufel von Steuerkommissär einfach: «D'Schtüürschruube».

Tag- und Nachtwächter, Kühhirten und Hagenhalter leben in der Erinnerung; de Tagwächter-Heineri und de Hagehalter-Hans werden die letzten gewesen sein, die ihren Berufen ihren Beinamen zu verdanken hatten. Tot sind eine ganze Anzahl von Berufen, die einst im Dorf geübt worden und die den sie Ausübenden und ihren Angehörigen und Nachfahren zum Beinamen verhalfen: De Riiteremacher, de Glaser, de Hechler, de Färber, de Chappemacher, de Weber, de Strumpfweber, de Chernehendler, de Chabisschniider, de Soomer (Samenhändler), de Balbierer. «D'Glaser-Ann' isch im Tätzli si Frau gsii; em alte Kernmacher hät me de Chappe-Ime (de Chappemacher-Simon) gsaat», so erzählen die Alten, mögen sich aber nicht mehr an den Balbierer erinnern. Und doch war er des Dorfes Haarkünstler. Seine Spezialität war das Kürzen von groben, alten Bartstoppeln. Nach dem Einseifen steckte er dem Opfer einen Holzlöffel in den Mund, spannte damit von innen her die Haut und mühte sich ab, aussen den zähen Haarsprösslingen beizukommen. Noch heute liebt es keiner, von irgendwem eingeseift zu werden, und in der Redensart: «Einen über den Löffel balbieren» klingt

das Aechzen nach, das einst Begleiterscheinung des Rasierens war — nicht umsonst haben unsere Väter lieber einen Bart getragen.

Gfraater-Ernsts Urgrossvater war Berufskollege des Balbierers, Chübler-Heineris Vater war Holzküfer, Wagner-Annas Vater war der letzte seines Berufes aus einheimischem Holz, d'Schlosser-Anna erinnert daran, dass es einst auch im Dorf Schlosser gab, de Gipsmüller-Erwin hat in der ehemaligen Gipsmühle den Mahlgang und das Wasserrad entfernt, de Ziegler-Paul ist der Nachfahre der Bollinger, die mit dem Feuer von Föhrenscheitern Ziegel gebrannt haben. Hundertjährige Ziegel aus der Beringer Ziegelhütte finden sich heute noch vereinzelt auf den Dächern. De Sattler-Schang übte einen Beruf aus, der am Aussterben ist, Wegknecht ist in Wegmeister umgemodelt worden. Büchser und Schäfter sind Fabrikberufe, also noch recht jung; trotzdem existieren 's Schäfters nicht mehr; 's Büchser-Anili ist vor kurzem verstorben. Es Chernemachers (Kernmacher) Kinder leben noch, werden aber selten mehr mit dem Beinamen genannt. De Dreier-Heineri, de Säger-Jakob, de Schmid-Schang und de Rosebecke-Walter sind mit ihren ererbten Zunamen nur den älteren Einheimischen bekannt. Erwähnen wir noch den Stierhändler, de Metzger-Heieri und de Milchmaane-Hans, de Tampure-Heineri und de Trompeter, so haben wir die lange Liste der Beinamen, herrührend aus Beamtung, Beruf und besonderer Tätigkeit beendet, nicht aber erschöpft.



Partie an der Hauptstrasse (Dalcherhaus)

Alt sind die Beinamen, die an die Abhängigkeit unserer Vorfahren an die Herren der Stadt erinnern; Junker nannten sie sich, und der Junkerwagner war einem von ihnen zinspflichtig. De Munk wohnte einst im Munkehof; er war kein Mönch, aber den Mönchen zinspflichtig.

Eine ganze Reihe unserer Leute nannte sich und nennt sich heute noch nach dem Haus- oder Quartiernamen: De Bahnhof-Xander, de Friedauer-Albert, de Sommerau-Heineri, de Roose-Jakob, de Anker-Jakob, de Leue-Hanis, de Chlöschterlischriiner, d'Chärfalle-Mari, de Hüüsli-Oodem, de Johann im Winkel, de Prinz, de Prinzli, de Schuel-Hans, de Rebschtock-Jakob, de Trotte-Koneret, de Grüenauer- und Zielhof-Koneret.

Wenn ein Beiname als selbstverständlich empfunden wurde, so kann man nicht dasselbe bei den Uebernamen konstatieren, ganz wenige ausgenommen. Ein Uebername kann Generationen kränken und sich deswegen auch lang erhalten. Das Uebernamenanhängen wird nicht aussterben, solange Menschen nahe beisammen wohnen und einander gut kennen, solange Menschen vom grossen Haufen abweichende Eigenarten zeigen, solange wohlwollender oder böser Spott über unsere Zunge kommt. Der Betroffene hat zu verschiedenen Zeiten verschiedene Wege eingeschlagen, seinen missliebigen Namen loszuwerden. Naiv tat d'Chlötzli-Bääbe. Als die Kinder spielten und von einander Chlötzli forderten, da kam sie eilig heran und sprach feierlich: Chinde, me saat nid Chlötzli, da sind Hölzli! — In Beringen soll man zu Zeiten versucht haben, mit Häusernamen andere Namen zu vertreiben, vielleicht hat das gleiche Streben dazu geführt, dass man landauf und landab seit 70 oder 80 Jahren zum Geschlechtsnamen des Mannes denjenigen der Frau setzt.

Besonderen Spott mussten ehemals die Schneider und Weber über sich ergehen lassen. 1652 lebte der Geissenschneider, 1700 der Geissliweber; schon lange tot sind de Gwaaggeschniider, de Schniiderli, de Süüweber, de Chärilischniider, de Löffelschniider (1787) und de Dolhock (1799).

Die weiteren Uebernamen, deren Träger zumeist schon lang das Zeitliche gesegnet, sollen in der Folge alphabetisch genannt werden, wobei die nachfolgende eingeklammerte Zahl die Jahrzahl bedeutet, da der Uebername in den Akten erscheint: de Aa-öri (er war um ein Ohr gekommen), es Äuglisimesbaldi, de Brüllehans, de Birehänsli (1700), d'Buschleri, de Bismarck, de Chnoblauchheieri, de Chneblerschang, de Chatzeschueschter, de Cherzestöffel, de Chrättli (1800), de Chrattemelcher, de Chäfer, de Chäferli (1800), de Chübili (1700), de Chiicher (1652), de Chrusel (1700), de Chruslimelcher und d'Chruslivree, de Chiim, de Chääs, de Dingeler, de Danker (1800), de Dig (1700), de Fadi, de Freiheitsbart, de Griss (1652), de Grati (1652), de Glori, de Gschanropp, de Hosli, de Hanock, de Hülpischuemacher, de Häsili, de Johlerkoneret, de Molli, de Mogili, de Murggili- und de Mümpfilibeck, de Napolion, de Pröötisli, de Pütscher, de Pfützi-

wagner, de Ruhbart (1700), de lieb Sime, de Steuber, de Schmälzli (1800), de Schaberiz (1793), de Schwenzli, de Sigis, de Spööchasper, d'Schnalle, de Spezi, de Saubübli (1804), de schwarz Tanner, de Tätzli (Bollinger Tatz 1800), de Tobackhans (1700), de Tubäckler, d'Tubackkäther, de Türggechasper, de Töödli, de Tanzbär, de Wiissli, de wüescht Wolf, de zwilchi Heiland.

Der Uebername Vogel soll um seines ehrwürdigen Alters von beinahe 300 Jahren und seiner munteren und wenig empfindlichen Träger willen genannt werden. Die Bolli, Vogel, wohnen im Vogelhof; dabei ist es müssig zu fragen, wer wem den Namen gegeben hat. Sicher aber ist, dass sie muntere und witzige Leute sind. Kam das Vogelmarili zum Trottekoneret, um ein Hemd für den Bruder zu kaufen. Unsicher über die Grösse macht es den Vorschlag, dass das Hemd vor dem Kaufe probiert werden solle. Auf das Kopfschütteln des Verkäufers meint das Vogelmarili: Häsch scho wider Angscht, 's hei nochane Federe im Hemb?

Beringer Mundart

Wo di letschte Tag de Forschtverwalter lamentiert hät, me söl emol i der Schuel säge, da d'Schiibe an Waldhütte nid Schützeschiibe für Tannegugeleschütze seiid, do sind mer e par Sächili in Sinn cho, wo sich eerewärti Manne als jungi Kärli gleischtet hend. Sie hends mir selber verzellt, drum würts au woor si.

De Hans im Prinzehof isch mit sim Kolleg am Suntig de Biberich hindere gschpaziert, und ganz hinne hend denn die zwee i irem Übermuet e Biig Wälle über d'Haalde abe gheit, i Törn und Stuude ie. Die beide hend e göttlichi Freud gha a ihrem Heldestückli. Am Mentig häts bem Hans dihaam ghaasse, er müe denn im Biberich hinne en Wage Wälle hole. Er hät d'Ross igspanne und isch lossgfaare. Iezt, woner uf de Platz chunnt, do hät er fascht en Schlag übercho, usgrächnet die Biig, wo im Hag unne gläge isch, die het er sölle uflade. Wa hät er welle mache? Es isch im nüüt anders übrigplibe als die Wälle all go zemesueche und d'Haalde ufzschlaapfe. — De Hans hei vo do aa andere Lüüte iri Wälle in Rue glo und vo sim abverheite Streich mee als vierzg Joor gschwiget.

De Bahnjakob hät in Cholgruebe obe emol Wälle gmacht. Am Sunntig sind e par Kärli s'Tal uf galooret und hend alli Tück im Chopf gha. Wo si im Bahnjakob sin Wällebock gsend, do hend si nid chöne verbii, sie hend en uf e Aachli uezoge und zoberst obe aapunde. Am Mentig hät de Bahnjakob gsuecht und gscholte, und woner entlich sin Wällebock i der Luft obe entdeckt hät, do isch es guet gsi, danen neemert ghört hät be sim uchristliche Rede. Zerscht hät er welle s'Bömli ufchlättere, aber mit sim halbgstiifte Baa hät er kan Chlätterschluss zwägproocht. Noch allem Drum und Draa isch im nüüt anders übrig plibe, als da Aachli

umzhaue. De Wällebock isch am Bode glandet, und wills so hoch obenabe gange isch, so häts grad no d'Hörnli und all vier Baa abgschlage.

D'Juged isch gärn im Holz usse, und laufe mo halt öppis. No äbe, d'Schiibe an Holzerhütte söttme nid iiwörfe. Mer wend no hoffe, das üüsem Forschtverwalter nid goot, wie sim Vatter sälig, wo dozmol, wo si im de Wällebock ufghenkt gha hend, blos het müese über de Tisch durelange und scho het er an vo dene Galgevögel am Grawättli gha.

*

D'Griite isch e uuverbesserlichi Grochseri gsii. Im Früeling hend d'Rebe aghenkt, 's isch e Freud gsii. De Hansjerg, der Griite ihren Maa, hät's immer wider möse säge, wie da e Pracht sei. «Mer hend's nonid!» hät d'Griite grochset. — De Herbscht isch cho, Truube hät's gha, so gross und vill, de Wingerte am Raa hät en ganze Zuber voll gge. «Gsiesch Alti», saat de Hansjerg, «wie's en Huufe giit, wie da iischenkt!» — «Mer hend's nonid», jömerlet d'Griite. Do isch de Maa aber ine Täubi cho: «Wenn d'Truube im Zuber sind, so hemmers denki!» — «Mer hend's nonid! Mer hend's nonid!» hät si Frau aagesinnig b'hauptet.

Iezt sind die zwaa Lüütli mit ihrem volle Zuber ufem Wage und emene Chüeli dervor d'Staag abgfahre und — ganz gwüss isch de Tüüfel hinne uf der Landwid ghocket — uf aamol goht's schneller, es Chüeli fangt aa galoppe, und grad be der Trotte macht de Chare en Siitesprung, und de ganz Säge liit i der Mischtlegi inne. Und d'Griite stoht here und grochset: «Hanis nid immer gsaat: Mer hend's nonid!» —

*

Es isch emol an ggange goge fische. A d'Angle hät er en Öpfel ghenkt. Do chunt en Maa vorbii und maant, da hei er iez au no nie gsää, dame därewäg angli, susch henki me doch en Wurm an Hoogge. Nid fuul saat de Fischer: Ich cha scho waarte, bis de Wurm zom Öpfel uus chunt.

*

Im Underdorf hät emol an wie en Wüetige mitere Schtang im Hüüsliloch ume gschtocheret. De Nochber macht s'Fenschter uf und frooget, wa los sei. «Hä», rüeft de ander, «de Schoope isch mer abegheit. S isch zwoor bloos en aalte, da wäär gliich, aber ich ha de Znüüni i der Täsche!»

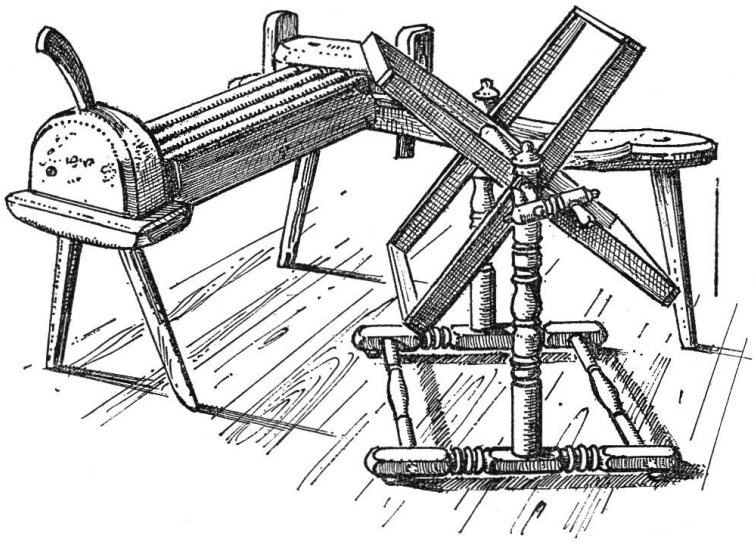
*

De Heiri hät emol e Wägili voll Mischt d'Schtaag uf gfüert. Vor de Wage hät er e Chüeli gspanne ghaa. Er sälber hät no gholfe schaalte. Aber fascht zobersct a der Schtaag isch s Chüeli schtill gschtande und isch kann Schritt mee fürsi. Do chömed zwee Herre vom Randeturm her, gsend da Malöör, tönd de Schoope ab, langed i d Schpeiche, und iezt isch es ggange. — Uf em Ebe obe hät si de Heiri bedankt und maant: «I has jo scho dihaam gsaat, aa Chue elaa mög's nid!»

Unsere Heimatsammlung

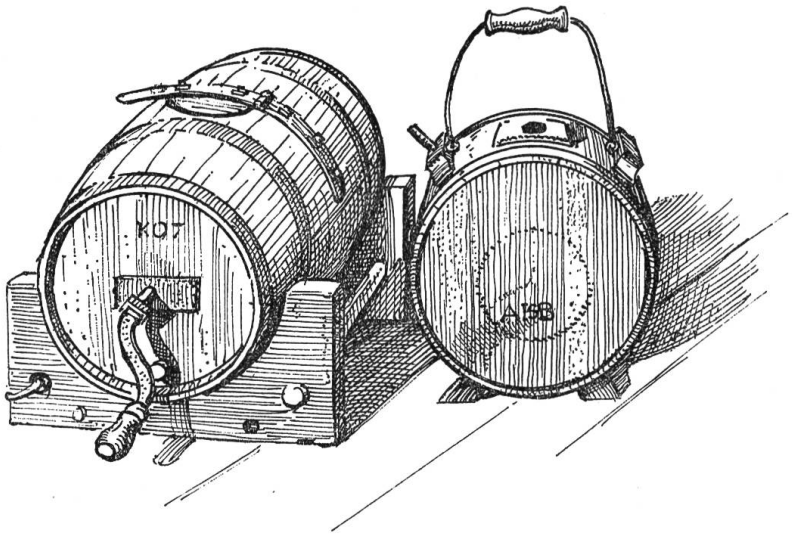
ist das Ergebnis von 35 Jahren Sammelns durch Schüler, Eltern, Heimatfreunde. Ehemalige Schüler sind indessen zu Männern und Frauen geworden, der Sammeleifer ist ihnen geblieben. Immer und immer wieder darf man neue Gaben entgegennehmen, und gar mancher, der zur Besichtigung kommt, bringt als Eintrittspreis etwas mit, das willkommen ist.

Unser Zeichner hat ein paar Gegenstände herausgegriffen und versetzt uns damit in die Zeit, die unsere ältesten Einwohner noch erlebt haben. Noch vor achtzig Jahren waren die Dörfler Selbstversorger. Viel Mühe und Arbeit wendete man

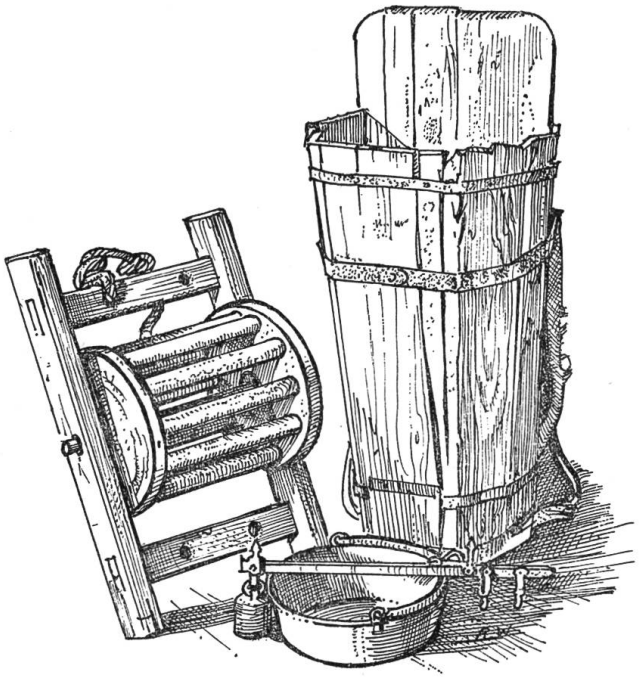


auf, bis das Kleid fertig war. Hanf und Flachs waren die Gespinstpflanzen, «Brächi», «Rätsche», Spinnrad und Haspel waren in jedem Haus zu finden, Weber gab es in unserem Dorf eine ganze Anzahl. Erinnerungen an jene Tage haben wir in unserer Sammlung, neben den gezeichneten, ordentlich viele: die Hächel, «de Schnuerchare», den Bandwebstuhl, Kleiderstoffe und Wäschestücke. Im Dorf herum soll man noch auf böse «Rätsche» und «Spinner» stossen, aber ihr Tun und Lassen wird wenig geschätzt.

Der Holzküfer hat ehemals auch das «Rüerfässli» und die «Läägele» hergestellt. Jeden Montag wurde im Bauernhaus gebuttert. Das Drehen des Haspels im Butterfass war Kinderarbeit. Manchmal ging es recht lange, bis man das Klatschen hörte, das anzeigte, dass sich Fett und Wasser geschieden. Die Hausfrau griff nun ins Fass, fischte die Fettbrocken zusammen, klopfte und klatschte sie, dass das Wasser spritzte. Schliesslich lagen fein säuberlich die «Schmalzballen» auf dem Tisch, bereit, am andern Tag in die Stadt zum Verkauf getragen zu werden. Resten kamen auf den eigenen Tisch, und «Schmalztünkli» mit «Gsälz» (Einge-



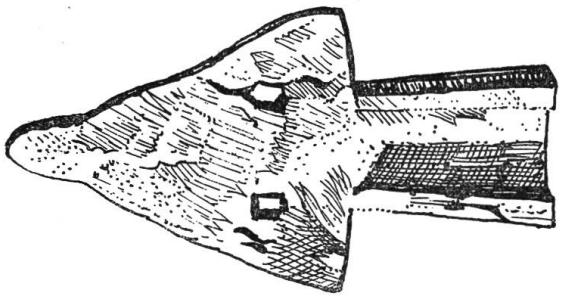
machtes) bedeuteten den Kindern so viel, wie der heutigen Jugend «Stückli» und «Chügili». «D'Läägele» voll Haushaltungswein wurde einst ins Feld, in die Reben und in den Wald mitgenommen. Man trank früher gern und viel: zum Tagesbeginn, zum «Znüni», zum Mittagessen, der «Zwaawii» durfte nicht ausgelassen werden, beim «Osere, beim Nachtessen stand der Trank parat, schliesslich tat man nach Feierabend noch einen Abendtrunk. «D'Läägele» ist vom Krug abgelöst worden, dieser wiederum von der Flasche. Mit der Form- und Materialänderung ist sachte auch eine Inhaltsverkleinerung vor sich gegangen! Die Fünflitergebinde haben sich auf sieben Deziliter reduziert, und im Haushalt ist es wie in der Wirtschaft, wo die «Doppelliter» und «Liter» verschwunden und nur noch selten einer allein einen halben Liter bestellt.



Von der «Orbete» der Pfarrscheune stammt der Haspel auf dem dritten Bildchen. An die Zeit des «Chriesilaachets» erinnert die Waage. Ein Marterinstrument war das «Grundbücki». Bei der Bearbeitung der Reben bewegte sich die Erde immer nach unten, sei es beim Hacken im Frühjahr, sei es beim Schorpen das ganze Jahr durch. So musste denn von Zeit zu Zeit der «Grund» an den «Afaal» hinaufgetragen werden. Am liebsten tat man die Arbeit, wenn der Boden gefroren, die «Gässli» nicht schmierig und die Erde leicht war. Den Rücken schützte man mit einem Sack, und die «Raasen» (Tragriemen) unterlegte man auf der Achsel mit Lumpen, denn wirkliche Lederriemen konnte sich nicht jeder leisten. Die Stricke aber schnitten tief ein, wenn man sich nicht zu helfen wusste!

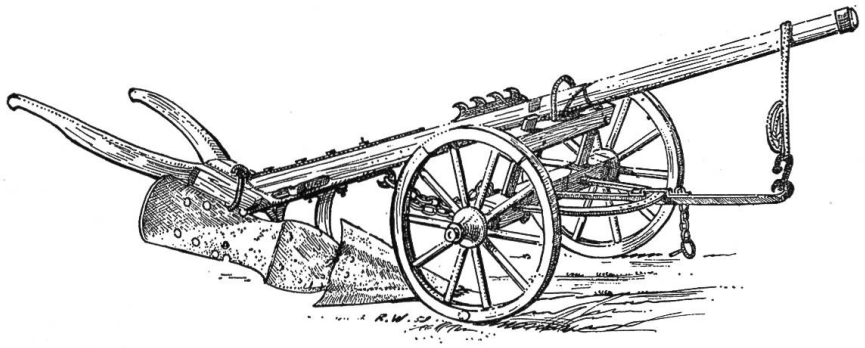
Pflüge

Beim Abbruch des Hauses, das einst der Chneblerschang mit seiner Schwester bewohnt hatte, kam sie zum Vorschein, die uralte Pflugschar. Sie muss schon recht lange im Schutt gelegen haben, denn der älteste Beringer mag sich nicht erinnern, dass ihresgleichen gebraucht worden wäre. Sie ist die Nachfahrin des hölzernen Pfluges und der Ahne unseres modernen Ackergerätes. Ihre Erfindung hat dem Menschen ein gross Stück Mühe und Arbeit, die schwere Grabarbeit auf dem Acker abgenommen, und, obwohl das Eisen die Erde nur aufriss, muss sie jahrhundertelang gebraucht worden sein. Die erste Pflugschar stand so in Ehren, dass sie nicht weniger als sieben Gemeindewappen unseres Kantons ziert.



Zu meinen Bubenzeiten war der amerikanische Selbsthalterpflug im Kommen. Gar viele Kleinbauern plagten sich noch mit dem Pflug, wie ihn unser Bild zeigt. Wenn es nicht nach Wunsch ging, so schalt mein Vater dieses «Möbel» geringschätzig einen amerikanischen Selbstschalter. Das Schnöden war allerdings ungerecht. Der Weg von der einfachen Pflugschar bis zum Pflug meiner Jugendjahre war lang; seine Konstruktion schon fast raffiniert. Man konnte Tiefe und Breite der Ackerfurche wählen. Die Last konnte der Stärke der Tiere angepasst, die Riester konnte gewendet werden. Als mir meine Mutter die ersten halblangen

Hosen anschaffte, beförderte mich mein Vater zum Ackerknechtlein. An einem grauen Herbsttag standen wir mit klammen Fingern am Ackerrand. Der Vater richtete den Pflug. Die zwei Kühe wurden vorgespannt und dann ging es los. Den Pflug führte Vater, die Kühe trieb ich. Die Tiere streckten die Hörner in die Luft und trabten los. Das Wegeisen bohrte sich in die Erde. Die Riester legte knirschend den schweren roten Boden auf die Seite. Nicht lange währte es, da war der gute Anfang ohne guten Fortgang. Mein Gespann wollte der vorgeschriebenen Bahn entweichen. Es drängte gegen mich; ich dagegen. Leitseil und Peitsche regierten. Bald ging ein Galopp an, urplötzlich stand das Gefährt still. Ich bekam auch zu fühlen, wie hart ein Kuhfuss treten, und wie starrköpfig ein Tiermaul nach einem Grasbüschel zerren und reissen kann.



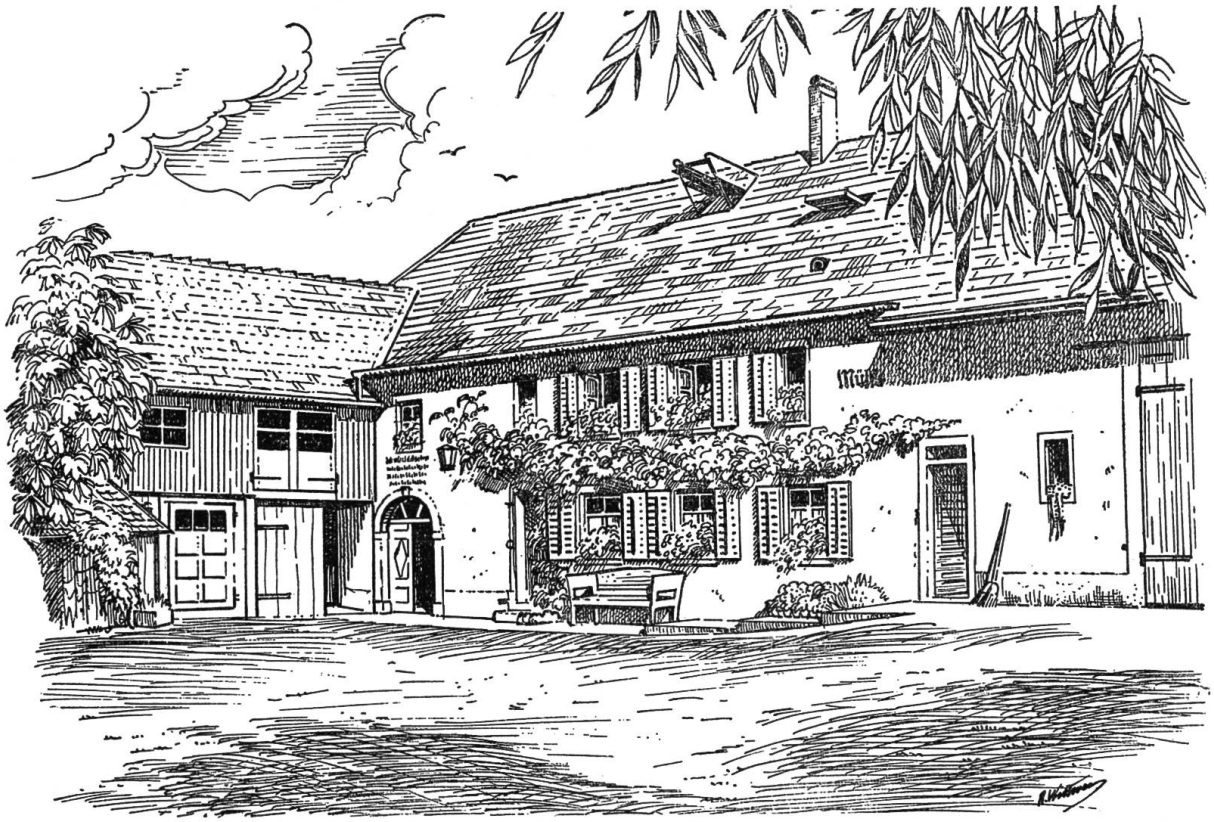
Und mein Vater führte den Pflug, fest überzeugt, dass nur eine schnurgerade, gleichmässige Furche fruchtbar werden könne. Es war für ihn eine Sache des Charakters und der Ehre, den Acker so sorgfältig als möglich zu pflügen. Aber der ungleich schnelle Zug, das Hüst und Hott, das eine wie das andere war dem guten Vornehmen zuwider. Die erste Furche war eine Missgeburt. Vater griff zur Hacke und verbesserte, wo er konnte. Er schüttelte den Kopf, rückte den Tieren das Joch zurecht, sah nach Riemen und Zugstrangen, kraulte der Handkuh den Kopf zwischen den Hörnern, wendete das Gespann und mit Hü ging es an die zweite Furche.

Es brauchte viel und guten Willen, die folgenden Gänge Acker auf und ab für besser und gelungener als den ersten anzusehen. Mit der Zeit aber kamen die Kühe doch in einen ruhigen und gleichmässigen Trott. Ihre Köpfe senkten sich, ihr Schnauf ging schwer und dampfend in die Furchen. Und hinter ihnen zog der Pflug leise knirschend dahin, die schwere, gute Erde umlegend zur stillen Winterruhe.

Wie die späten Herbstnebel sich hoben und die Elfuhrglocke zum Essen rief, da war das getan, was Vater sich vorgenommen hatte, und es war besser herausgekommen, als der Anfang hatte glauben lassen.

Die Mühle

Unsere Mühle liegt, vom Fremden kaum beachtet, am oberen Ende des Dorfes, da, wo das Lieblosental seinen Anfang nimmt. An der Strasse plätschert der Brunnen, über ihn neigt sich eine gewaltige Weide, ein Denkmal, das sich der ehemalige Müller Schweizer vor dreissig Jahren gesetzt hat. Hinter Garten und Hofraati, hinter Strauch und Blumenzier steht der alte, ehrwürdige Bau. Tag und Nacht brummelt es im Haus, Tag und Nacht mahlen die Steine, sie erzählen immer und immer wieder die Geschichte vom Körnlein, das dem Menschen Brot



Sinnspruch über dem Eingang zur Mühle:

Ich mahl mein Mehl für jedermann,
Es gibt gut Brot, wer backen kann,
Doch ist kein Müller auf der Welt,
Der mahlen kann, wie's jedem g'fällt.

gibt. Einst kannte jeder dies Lied, der Arme wie der Reiche. Z'Müli zog ehedem jeder und dankte dabei Gott, wenn es geschehen durfte. Man wusste, woher das Brot kam. Unsere Mühle kennen wir heutigen Menschen kaum, die wenigsten von uns haben schon in ihr Inneres gesehen und den Gang vom Korn zum wunderbar feinen Mehl miterlebt.

Es ist ein weiter Weg zurück von unserer hochmodernen Mühle bis zu jenem Handmühlstein, der jüngst im Färberwiesli gefunden worden und leider nicht in unsere Heimatsammlung gekommen ist. Jahrhundertelang schon geht bei uns das Räderwerk. Vorher haben unsere Vorfahren drüben am Rhein mahlen lassen müssen; Zeuge dafür ist einzig der Name Mülischtaag, der heute durch Lauferschtaag ersetzt ist. Die Klöster, wie jeder weltliche Herr, haben dereinst nicht nur das Wasser auf ihre Mühlen zu richten verstanden, vielmehr auch die lieben, getreuen Untertanen zu ihnen dirigiert. Und wehe dem, der sich erfrechte, anderswo als am befohlenen Ort «z'Müli» zu gehen! Dass die Wege oft weit und recht mühsam waren, spielte keine Rolle, die alten Beringer haben es an der Mülischtaag erfahren können, die alten Oberhallauer am Müliweg, der über den Berg ins Wutachtal führte. Wann endlich unsere Mühle gebaut werden durfte, das liegt im Dunkeln. Die erste Erwähnung fällt ins Jahr 1536; da war sie Gemeindebesitz und wurde alle paar Jahre verpachtet. Damit, dass die Gemeinde Beringen eine Mühle erlaubt bekam, erhielt sie auch einen Grundzins aufgehalst, eine Abgabe, die immer und ewig hätte dauern sollen. So gingen Jahr für Jahr an das Spendamt 1½ Mutt Kernen, 2 Mutt Roggen und 2 Fastnachthühner, ebenso 2 Herbsthühner an das Spitalamt in Schaffhausen. Vor rund hundert Jahren wurden diese Lasten ausgekauft. Bei allen Pachtverträgen war es selbstverständlich, dass der Müller in erster Linie diesen Grundzins übernehmen musste, dazu kam der eigentliche Pachtzins zugunsten der Gemeinde. Er bestand aus Naturalien und barem Geld.

Für Zins und Abgaben bekam der Müller einen umfangreichen Betrieb in die Hände; 1848 wird er, wie folgt, beschrieben:

1. Wohnhaus mit Scheune und Stallung samt Mühle, bestehend aus einem eisernen Werk mit Ausnahm am Wasserrad hölzerne Aerm, Krümm und Schupfen und am Schwungrad hölzerne Kammen, übrigens mit einer Rendel und zwei Mahlgängen, einem Kernenputzer, Abreder, Wagenschopf, vier Schweineställen, Hofstatt und Gemüsegarten.

2. Eine Beimühle, nahe der Behausung, bestehend aus einem neu eingerichteten Gipsmahlgang und Stampfe nebst Gipsbehälter zu ca. 8000—9000 Viertel (= 180 m³), einer wohleingerichteten Öle mit einer eisernen Press, welche zu Zeit des Bedarfs zum Obstpressen gebraucht werden kann, Spannrad, Rööschgeschirr und Ölbrotreibe.

3. Der zu diesen Werken vorhandene Wasserzufluss mit der vorhandenen Wasserleitung und ein 1/2 Vierling grosser Wasserweiher, welchen der Pächter aber nötigenfalls in seinen Kosten zu räumen und zu reparieren hat. Im Fall derselbe aber durch Hochgewitter oder andere ausserordentliche Zufälle ruiniert werden sollte, hat die Gemeinde den Kosten zu übernehmen. Und wenn die Teuchel und Kennel, durch welche das Wasser vom Weiher bis auf die Räder geleitet wird, in Verfall kommen und neue erforderlich sind, so liefert die Gemeinde in ihren Kosten das Holz darzu auf den Platz.

4. Zum Gewerbe gehören ca. 4 1/2 Jucharten Land an verschiedenen Orten.

Die sogenannte Beimühle ist den älteren unter uns noch als Ööli bekannt, die jungen Leute sagen dem Bau einfach die «alt Turnhalle». Der Mühleweiher ist heute noch vorhanden, im Ausmass wohl gleich wie vor hundert Jahren, also ungefähr 4 1/2 Aren, mit einem Fassungsvermögen von rund 600 m^3. Heute ist die Wasserzuleitung zur Mühle unterirdisch, ehemals war sie es nur teilweise. Vom Weiher weg führten sogenannte Tüüchel. Das Rossschwemmen war daher verboten. Die Tüchelanfänge hätten zertreten werden können. Die hölzernen Wasserleitungen führten dann das Wasser in eine oberirdische Anlage, in Kännel auf Böcken, zur Gipsmühle oder Öle. Dort trieben sie ein Wasserrad von ungefähr 4 m Höhe. Jetzt nahm das Wasser seinen Weg zur unteren Mühle. 1792 wird gesagt: Die Känner und Böck zwischen beiden Mühlen, 130 Werk Schuh lang, oben 32 Zoll breit, unten 17 Zoll. In der unteren Mühle trieben die Wasser ein Rad von 9 m Durchmesser. Um 1870 wurde das Gipsmahlen aufgegeben. Die Gemeinde beschloss, es sollte der ehemalige Mehlmahlgang wieder eingerichtet werden; der Beschluss wurde aber nicht durchgeführt. Die Beimühle ging ganz ein, und der damalige Pächter verlegte die Wasserleitung unterirdisch direkt vom Weiher zur unteren Mühle; er erreichte damit, dass das Wasser statt auf halber Höhe auf ganzer Höhe auf das Wasserrad wirkte. Bis zur Erstellung der Wasserversorgung war der Mühleweiher auch Feuerweiher. Der Müller war verpflichtet, im Falle, dass Feuer ausbrechen sollte, sofort das gestaute Wasser laufen zu lassen. Im weiteren lieferte der Weiher das Wasser für vier Brunnen. Der Müller durfte dieses Wasser nicht schmälern, und vor allem wird ihm verboten, seine Wiesen zu wässern.

In jedem Pachtvertrag stand: «Das Gewerbe muss so erhalten und zurückgegeben werden, wie es vom Pächter übernommen wird.» Wenn es schon schwer ist, einem Pächter nachzuweisen, dass er Pachtland verliederlicht hat, wie viel schwerer ist dies bei einer Mühle. Räder und Lager konnte man kaum nachmessen, wohl aber die Mahlsteine. So wurde denn 1848 festgelegt: «Die Mühlsteine werden beim Antritt des Pächters gemessen, und der Pächter hat die Abnützung per Zoll mit 5 Gulden, und die der Rendelsteine per Zoll mit drei Gulden zu ver-

güten; schafft der Pächter einen neuen Stein an, so wird ihm das Höhere ebenso vergütet.» Im übrigen aber war die Mühle ein ewiges Aergernis für die Gemeinde, so dass die Rede ging: «Wenn d'Müli no Raase het!», d.h. Tragriemen, wie ein Bücki, dass man sie forttragen könnte.

Herr Emil Bollinger (später zum Sonnenblick) wusste mir gar manches aus seiner Zeit zu erzählen. Als er in die Mühle kam, da fand er am Wohnhaus die Jahreszahl 1843, an der Mühle 1842, an der Scheune 1841, Erinnerungen an Umbauten, Renovationen und Unannehmlichkeiten für die Gemeinde. Er selber ersetzte das Wasserrad durch eine Turbine; ein Petrolmotor von 10 PS wurde durch einen Elektromotor abgelöst. Die Kundschaft musste zuerst erworben werden. In jener Zeit kamen vier Müller nach Guntmadingen, es galt, alle die «Fremden» zu verdrängen. Mit dem Rossfuhrwerk wurde den Kunden nachgefahren, Löhningen, Guntmadingen, Neuhausen und das Nohl zählten zum Kreis Beringen. Ursprünglich wurde der Mahllohn in Natura bezogen. Je nach Fruchtpreis nahm der Müller je den 10. oder 11. Sester des Mahlgutes für sich; später betrug der Mahllohn Fr. 2.50 für 100 Kilo. Die Kriegsvorschriften von 1914 unterbanden jede Naturalentlöhnung. Vor dem Ersten Weltkrieg wurde auf 65 % ausgemahlen, die Kriegszeiten verlangten eine höhere Prozentzahl. Das konnte zum Teil nur so erreicht werden, dass man die herkömmlichen Sandsteine durch den härteren und besseren Champagnerstein ersetzte. Die Müllerknechte waren früher in der Regel Deutsche. —

Uralt sind die Verdächtigungen gegenüber dem Müller. Man traute ihm wenig Ehrlichkeit zu. Zu Zeiten war es ihm verboten, «Hühner, Gänse und Tauben zu halten, der Viehstand wurde beschränkt auf 2 Kühe, 6 Esel oder 3 Pferde, ferner drei Schweine per Jahr.»

Ein Beringer Weber soll einst den Müller wegen seinen fetten Schweinen geföppelt haben; gestohlenes Mehl, meinte er, gebe prima Speck. Schlagfertig antwortete der Müller: «Wenn die Schweine gestohlenes Garn frässen, so wären sie wohl noch viel fetter.»

Heute ist mit dem alten Mühlenzauber auch der Spott auf die Müller gewichen, Waage und Lebensmittelinspektor haben da Wandlung geschaffen. Zum Schlusse aber sei noch eine lustige Geschichte erzählt. Kam da eines Tages der alte, ehrwürdige Lebensmittelinspektor *Prof. Meister,* brachte dem Müller ein Mahlmuster und inspizierte die Mühle. Beim Adieusagen erinnerte er sich, dass er ein Mehlmuster hatte mitnehmen wollen. Er hatte aber das Mustersäcklein zu Hause vergessen. Der Müller wusste Rat: er holte das soeben empfangene Musterbeutelchen samt empfangenen Inhalt und übergab es dem Lebensmittelinspektor. Der Inspektionsbericht lautete: Der Müller von Beringen versteht es gut, das Mehl vorschriftsgemäss herzustellen.

Von unseren Reben

Es ist kaum zu glauben, dass es schon zur Römerzeit ganze Weinberge gegeben hat. Die Pflanze fand ihren ersten Platz an den sonnigen Seiten der ersten Steinhäuser in unserem Land. Weinberge im Klettgau entstanden erst im Verlaufe vieler Jahrhunderte. Ihre Anlage, ihre Ausdehnung und Bearbeitung wurde durch das Mittelalter, ja bis in die Neuzeit hinein von den Regenten dirigiert und kommandiert. Nur die gnädigen Herren konnten die Erlaubnis geben, Neuanpflanzungen oder Rodungen vorzunehmen. Sie wahrten sich dies Recht mit peinlicher Sorgfalt. Man versteht dies, sobald man bedenkt, dass jede Kulturänderung auf den Zehnten und andere Abgaben einen Einfluss ausübte. Zudem fehlte oft auch das Verständnis und der Wille zum Neuen. Die Neuzeit brachte gewaltige Wandlungen — wie es einst gewesen und wie es geworden ist, das mögen ein paar Angaben aus alten Blättern dartun.

Die Ratsprotokolle vermelden im Jahre 1616, dass die Untertanen zu Beringen und andern Orts neue Reben eingeschlagen hätten (daher der Flurname «Im Iischlag»). Da das dem Weidgang (auf der Brache) zuwider und den Untertanen beschwerlich sei, solle nachgesehen werden, wieviel Reben seit 20 Jahren angepflanzt worden seien. Gleichzeitig solle man die betreffenden Pflanzer aufzeichnen. 1617 wird dann nach Beringen mandiert und befohlen, dass die geliebten Untertanen und Landleute «ussert gwüssen erheblichen Gründen und Ursachs alle diejenigen Reben, so sie seit 1608 eingeschlagen und gepflanzt, wiederum uslochen sollen». Die Gemeinde verordnete einen Ausschuss nach Schaffhausen, der sollte den Beschluss der gnädigen Herren rückgängig machen. Untertänig und hochflissig hielten die Männer vor den Regenten ihre Reden und Ausreden, aber ohne Erfolg. Es wurde ihnen auf den Weg gegeben, dass die alten Reben wohl bleiben dürften, aber nur aus Gnade. Die neuen Pflanzungen aber sollte man, «by 20 Gulden unablässlicher Straff, auszuschlagen schuldig und verbunden syn». Gnadenhalber wurde auf Bussen verzichtet. Der hochobrigkeitliche Rodungsbefehl scheint nur halbbatzig durchgeführt worden zu sein, oder dann vergass man ihn wieder und pflanzte neu. Im Jahre 1690 besass Beringen einen Rebberg von 144½ Jucharten, also rund 48 Hektaren. Es wäre nicht verwunderlich, wenn der eine oder andere Leser diese Zahl anzweifeln würde. Sobald man aber vernimmt, wo überall einst Reben gestanden haben, so wird das Ganze schon eher glaubhaft. Wein wuchs dereinst in der Brati (1517), im Ober- und Usserberg (1755), in der Schwärzi (1517), im Benzen, Haselwisli, Krottenloch, Neugrüt, Immisrüti (1444 wurde da der Wald gerodet), Iischlag, Bifang, Hegel, Hägli, Junker, Gärtli, Geller, hinter der Kirche, in der Au, an der Abendhalde und unter dem Steinbruch. Mit anderen Worten fanden sich Reben an der ganzen Halde östlich und westlich des Dorfes. Um 1840, da keine gnädigen Herren mehr befehlen konnten, regierten

Fehljahre. Bis 1865 sank die Rebfläche auf 63 Jucharten herab. (1861 war der Gesamtertrag 90 Hektoliter!) Nach einem kleinen Aufschwung gegen Ende des 19. Jahrhunderts kam sodann die Katastrophe im Weinbau, wie sie die Aelteren unter uns noch selber erlebt haben. Fehljahr folgte auf Fehljahr, Fleiss und Ausdauer der Rebbauern erlahmten. Ein Rebstück nach dem andern wurde gerodet; auf weite Strecken sah man nur noch zerfallende, ehemalige Rebhütten. Ums Jahr 1930 waren auf unserer Gemarkung nur noch zwei oder drei armselige Wingertli zu finden.

Eine Neuordnung und ein Aufschwung des Weinbaus wurde durch die unselige Krise der Dreissigerjahre hervorgerufen. Damals galt es, den unzähligen Arbeitslosen Arbeit zu verschaffen, unsern Boden zu erschliessen und die Voraussetzungen für eine rationellere Landwirtschaft zu finden. Im Zuge der Güterzusammenlegung (1932—1942) wurde auch der jetzige Rebberg in den Abendshalden geschaffen und gesichert. Nach etwelchen Rückschlägen war das Jahr 1941 erfolg-

reich. Seitdem erleben Jahr um Jahr eine Anzahl unserer Dorfgenossen wieder wie ehedem, wie die Rebe Leid oder grosse Freude spenden kann.

Zu den Rebbesitzern ehemaliger Zeiten gehörte neben Junker, Kloster, Bauer, Pfarrgut auch die Gemeinde. 1691 besass sie im Steinbruch und in den Abendshalden 4 Jucharten und 1 Vierling Weingarten. Wenn man weiss, wie oft und wie stark der Gemeindswein beansprucht wurde, an Bäächtelen, an Inspektionen, bei Bannumzügen und Markbegehungen, bei Besuchen, Ganten, Examen, Schulreisen, von Handwerkern und Fuhrleuten, die Anspruch auf einen Abendtrunk hatten, von Feuerreitern und vielen andern mehr, so wird man glauben, dass die vier Jucharten nicht zu viel waren. Wenn die Gemeinde herbstete, so stellte man drei Bückiträger, zwei Traubenstösser und drei Trottmänner an.

Der Gemeindeherbst war auf jeden Fall eine frohe Angelegenheit; denn die Traubenleserinnen machten manchmal mehr Lärm als die schwadronierenden Staren, und die Mannsvölker waren auch nicht die, welche Witz und Fopperei verschmähten. Zum Schlusse wurde allen Herbstleuten ein Mahl verabfolgt. Der Tanz wird dabei nicht gefehlt haben.

Im Jahre 1739 verkaufte die Gemeinde einen ihrer Weinberge. Es heisst, den äussern, um das Schulhaus bauen zu können. Die übrigen Plätze wurden späterhin auch einer nach dem andern veräussert. Die Abend- und Ehrentrünke kamen aus dem Schwange. Aus der Mode kam das Zusammensitzen der ganzen Gemeinde. Und mit dem Verschwinden der Reben kam auch das Weintrinken in Misskredit. Wir wollen dem ewigen Nippen und Anstossen, dem Geist, den der übermässige Weingenuss schafft, allen den bösen Folgen zu grosser Durstigkeit nicht nachtrauern. Schade aber ist es, dass das Zusammensitzen der Gemeindegenossen, der Vereine, der Nachbarn, der Arbeitsgemeinschaften, der Arbeitgeber und Arbeitnehmer, der Behörden mit den Gästen, der Freunde und Verwandten ebenfalls schon ganz oder doch beinahe verschwunden ist. Und wiederum haben wir ein Beispiel dafür, dass mit dem Unguten gar oft auch Gutes unwiederbringlich verschwindet.

Die *Rebarbeit* war durch Jahrhunderte immer gleich. Sie war durch Mandat, durch Vorschrift der gnädigen Herren geordnet und erstreckte sich auf das Auflösen der Reben, das Ausziehen der Rebstecken, das Hacken, Schneiden, Bogenhelden, Stossen, Binden, Erbrechen, Falgen (Hacken mit kurzem Karst), Heften und Säubern, Jäten und Schorpen, Ueberheften, Abräumen und letztes Falgen, Gruben, Laubstreifen, Rebenlösen nach dem Herbst, Decken und Abdecken. Das Mandat von 1773, dem die erwähnten Arbeiten entnommen sind, geht recht genau vor und beschreibt zum Beispiel das Ausziehen der Rebstecken wie folgt: Die Rebleute sollen die Rebstecken nicht ausziehen, so lang der Boden gefroren ist. Bei dem Ausziehen selbst müssen die Stecken weit unten angefasst, nicht hin- und hergerüttelt, sondern gerade in die Höhe ausgezogen werden. Alsdann sollen die Stecken

nicht sogleich gespitzt werden. Man soll vielmehr zuwarten, bis man stossen will, damit solchergestalten weniger Spitze abgebrochen, die ausgezogen aber besser getrocknet und mithin mehr Holz an den Stecken erhalten werde.

Der Höhepunkt aller Jahresarbeit in den Reben ist *das Herbsten.* Wenn die Rebgenossenschaft und die Vereinigung der Käufer heute den Herbstbeginn festlegen, so tat dies früher die Gemeindeversammlung.

Mit Glockengeläute wurde der Herbst eröffnet. Kam grosse Hitze, oder gab es ein Ungewitter, so rief die Glocke jedermann aus den Reben nach Hause. 1836 heisst es: Niemand soll berechtigt sein, bei allfälligen Ungewittern aus den Reben zu läuten ohne Befehl des Gemeindepräsidenten.

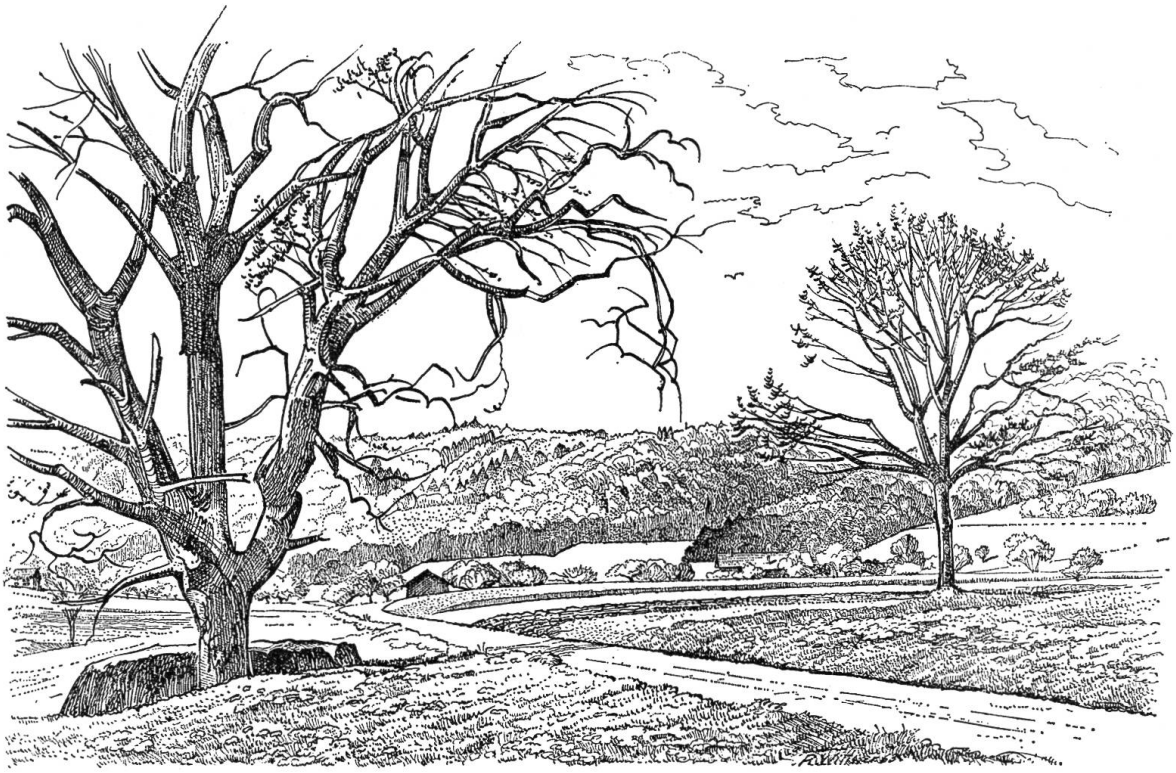
Um die Herbstzeit ist jede Arbeitskraft gesucht. Dereinst kamen zu uns die Schwaben über den Randen marschiert. Ihre Arbeit war Gegenleistung für unsere Leute, die in der Schwabenernte mitgeholfen. Zum Herbsten gehört Schwatzen, Lachen und Jauchzen. «Wess' Mund laut ist, dess' Mund ist nicht teuer», so denkt mancher Rebbauer und jener, der ein bisschen weiter unten im Tal wohnt, fordert immer zum Psalmensingen auf, wenn verdächtige Stille in die Reihen seiner vielen Herbsterinnen einziehen will. Aber wahrer Herbst will nicht nur volle Zuber, vielmehr auch volle Bäuche haben; nur so kann man mit gutem Gewissen vor die Trotte fahren.

Wurde dereinst Feierabend geläutet, dann führte man den Segen vor die *Trotten.* Deren hatte es in Beringen etliche. Ein Urbar vom Jahre 1559 berichtet: «Item, ein Gemeind hie zuo Beringen hat dem Hans Zoller ein Trottenplatz gelichen, der stosst herwärts an der Beringer Kilchengut, das der Hans Zoller inhatt und ein Wyngarten darus gemacht hat.» 1756 versetzt Alexander Bollin seine inhabende Trotten und Keller im Bärenloch, samt dem dazugehörenden Trottrecht und allen anderen Gerechtigkeiten. Im gleichen Jahr wird die Schwyntrotte im Dorf genannt. Dass im Haus der Geschwister Roost am Postberg einst eine Trotte gewesen sein muss, kann man aus der Bauart schliessen. Das Haus «Zur Trotte» erinnert nur noch durch seinen Namen an die alte Uebung. Die alten, mächtigen Trotten sind alle verschwunden. Verschwunden sind die gewaltigen eichenen Trottbäume, die schweren Gewichtssteine (einer liegt heute noch beim Haus des Heinrich Roost an der Steig), die knarrenden Spindeln mit ihrem Drehkreuz – unwiederbringlich verloren ist die alte Trottenromantik! Zu meinen Bubenzeiten noch wurde das Traubengut mit Stösseln zerquetscht; in grossen Standen musste es gären. In guten Jahren ging die Trotte Tag und Nacht, und für einen Buben gab es nichts Schöneres, als mit Gruseln und voll Neugier hinter dem dunkeln Trottbaum zu hocken. Die Petrollaternen geisterten herum, lange Schatten an die Wand werfend. Das riesige Holzgefüge der Presse ächzte und stöhnte. Der junge Wein ergoss sich in die Zuber, und der in seiner Ehrlichkeit unantastbare Trottmeister mass den Wein, mit der Kerze zündend und mit seinem Atem den

Schaum von den Eichnägeln blasend, Bücki um Bücki voll. Und durch die Nacht ächzten und garrten die schweren Weinfuhrwerke. Peitschen knallten, Schellen bimmelten, die Rosse zogen ihre köstliche und kostbare Last bis nach Zürich und weiterhin. Ein guter Herbst erfüllte die Herzen mit Freude und Trost. Die Männer waren weniger wortkarg als sonst, und die Frauen liessen für Augenblicke ihre Hände ruhen. Wir Buben aber freuten uns schon auf den «zweiten Streich», auf das Nachsücheln der beim Herbsten vergessenen Träublein. «Acht Tag no Galli ghört d' Sach de Chinde alli» ; das war althergebrachtes Recht. Es gibt nichts Köstlicheres, als ein Träublein unter halberfrorenem Laub hervorzusuchen und das an einem sonnigen Sonntag im Spätherbst in einem Wingerte, von dem man nicht einmal weiss, wem er gehört.

Wanderung durchs Lieblosental

«Liblosen ist nid wit von Beringen, im Talgeländ gegen den Randen gelegen; es ist anno 1314 noch ein Meierhof alda gewesen, der ist aber abgegangen, und es nutzet der Spital allhie die Güeter, fürnehmlich die Hölzer, welche ihm gehören»,



Im Lieblosental

so ungefähr berichtet der Chronist Rüeger kurz nach dem Jahr 1600. Es gibt noch weit ältere Berichte von unserem Lieblosental, als der eben angeführte. Im Zehentrodel der Pfarrpfründe Beringen von 1282 heisst es: Item bi Luiblosen 8 Juchard Land; ausserdem erfahren wir, dass Friedrich, der Schultheiss von Schaffhausen im Jahr 1314 Aecker verkauft, die da ligend an dem Randen ob dem Hof ze Lublosen uffen Siblinger Winterhalden. Weitere Nachrichten stammen aus den Jahren 1326, 1332 und 1448.

Die Phantasie der Menschen geht oft merkwürdige Wege. Sie hat auch folgende Geschichte erfunden: Zur Pestzeit starben in Beringen so viele Menschen, dass der Gottesacker nicht genug Raum bot, und weil dazu jedermann das Begraben von Opfern des schwarzen Todes fürchtete, so führten die Beringer die Verstorbenen mit Wagen ins Lieblosental hinauf und verscharrten sie dort eilig und lieblos; lieblos heisst seitdem das Tal.

Im Jahre 1629 raffte die Pest in unserem Dorfe an die 300 Menschen dahin; sie alle aber wurden rund um und bei der Kirche begraben. Möglich wäre es, dass so viele Tote, wie übrigens anderwärts auch, besondere Massnahmen erfordert hätten. Es ist nicht ausgeschlossen, dass die Särge in Schichten übereinandergelegt werden mussten, dass dadurch der Gottesacker stark erhöht wurde und schliesslich aus dem Grunde die Fenster des ältesten Teils unserer Kirche höher gesetzt worden sind. Sei dem, wie es wolle, die Geschichte von den Toten im Lieblosen ist frei erfunden. Der Name ist viel älter als die grauenvollen Berichte aus der Pestzeit.

1282 wird Lieblosen schon genannt, das ist in der Zeit, da unsere Leute nach und nach Geschlechtsnamen annahmen. Unsere Namen erinnern an das Handwerk, an den Wohnort, an die Herkunft ihrer ersten Träger. Vielfach wurden aber auch auffallende geistige oder körperliche Eigenschaften Grund zur Namengebung. Viele Geschlechtsnamen waren einst reine «Uebernamen». Der Lieblos bedeutete einst der Unfreundliche, der Mürrische und der Wortkarge. Die Höfler leiden im allgemeinen ja nicht an übertriebener Redelust; so ist es denn gut möglich, dass einer der Bauern auf dem oben erwähnten Meierhof im Tal um seiner Unlust zum Reden willen der Lieblos genannt worden ist. Der Name des Mannes hat sich auf seinen Hof und sogar auf das Tal übertragen. Natürlich ist auch diese Deutung des Namens Lieblosen nicht zu beweisen. Sie erhält aber einige Wahrscheinlichkeit dadurch, dass der Flurname auch anderwärts vorkommt und zudem der Geschlechtsname Liebloser existierte.

Namen sind Denkmäler, teilweise leicht verständlich, manchmal verschlossen und geheimnisvoll. Namen bereichern das Sprachgut wesentlich. Nicht umsonst sagt man: namenloses Elend, namenlose Leere, wenn man äusserstes Elend meint. Unsere Vorfahren haben Feld und Flur, Hag und Fels, Berg und Tal Namen gegeben. Namen gibt man Dingen, die einem nahe stehen, mit denen man lebt und mit denen man sogar redet, auch dann, wenn die Dinge nicht antworten können.

Wer, wie der Schreibende, immer und immer wieder die Jungen mahnen muss, statt zu schwatzen sich der Rede zu befleissen, der erschrickt, wie im Sprachgut der Kinder immer mehr und immer schneller reiche Schätze verloren gehen. Es sind vor allem die Namen, deren Zahl Jahr um Jahr zusammenschrumpft. Nicht wenig Schuld trägt die Schule selber, gibt es doch heute noch Lehrer, die mit dem Schüler nicht anders als in der Fremdsprache Hochdeutsch verkehren. Unsere guten, alten Namen für alle möglichen Dinge müssen den Dudenwörtern weichen. Schuld liegt aber auch bei denen, die alles durch die Brille der Rentabilität betrachten, bei der Betriebsamkeit unserer Tage und bei der kleinen Sesshaftigkeit so vieler unserer Mitmenschen. Und weil auch die guten Namen des Lieblosentales nur noch wenigen bekannt sind, so möchte ich einige hervorholen, abstauben und erzählen lassen.

Wandern wir ins Tal hinauf, so liegt gleich rechts am Ende des Dorfes der Zimmerberg. Hier haben einst die Beringer Zimmerleute Holz behauen. Mit der geschwärzten Schnur haben sie Linien aufs Rundholz gezaubert und sind ihr mit Schmal- und Breitbeil entlang gefahren. Da flogen die Späne zu grossen Haufen, und es sind noch nicht hundert Jahre her, da haben die Nachtbuben einen solchen Haufen boshafterweise angezündet, und die Gemeinde hat den Schaden berappen müssen. Das Zimmerhandwerk war ein lautes; darum wurde es, zusammen mit dem Rätschen der Gespinstpflanzen und mit dem Kegeln der Jungmannschaft, an den Rand des Dorfes verwiesen. Im Zimmerberg lag auch die Brunnenstube für einen der Dorfbrunnen, und ganz in der Nähe fanden sich die Roossen. In Wasserlöchern wurden Hanf und Tüüchel, das heisst ausgebohrte Föhrenstämme, die für Wasserleitungen benötigt wurden, gewässert. Das Pflanzen und Verarbeiten des Hanfes gehört der Vergangenheit an. Tüüchel liegen oberhalb der Mühle jetzt noch im Boden; sie sind erstaunlich schwer und wohl erhalten. Wer von unseren jungen Leuten kann sich vorstellen, warum man einst einem Bauern den Namen «Tüüchelchrüücher» angehängt hatte?

Zwischen Oele und Mühle heisst es heute beim Weiher. Einst wurde das Wasser des Mühleweihers oberflächlich zum Wasserrad geführt. Mit Chenner und Wasserrad ist der Name «in Chennerwise» verschwunden.

Unser Weg führt weiter zur Schützenhütte. Vor Zeiten hiess es hier «in der Letz an der Gass». Letzi ist das Wort für die äussersten Befestigungsanlagen einer Stadt oder Landschaft. In den Boden wurden zugespitzte Pfähle gerammt, und statt des modernen Stacheldrahtes flocht man Dornen durch die Pfosten. Die Letzinen der alten Zeit haben in den Tankbarrikaden des letzten Krieges ihre Auferstehung erlebt. Warum aber die alten Beringer eine solche Talsperre hätten errichten sollen, war so lange unverständlich, bis Herr *Erwin Bührer*, Schulinspektor, herausfand, dass die Beringer Letzi nur ein Abschnitt in einer Grossanlage war, die sich einst von Schaffhausen über Berg und Tal und über den ganzen

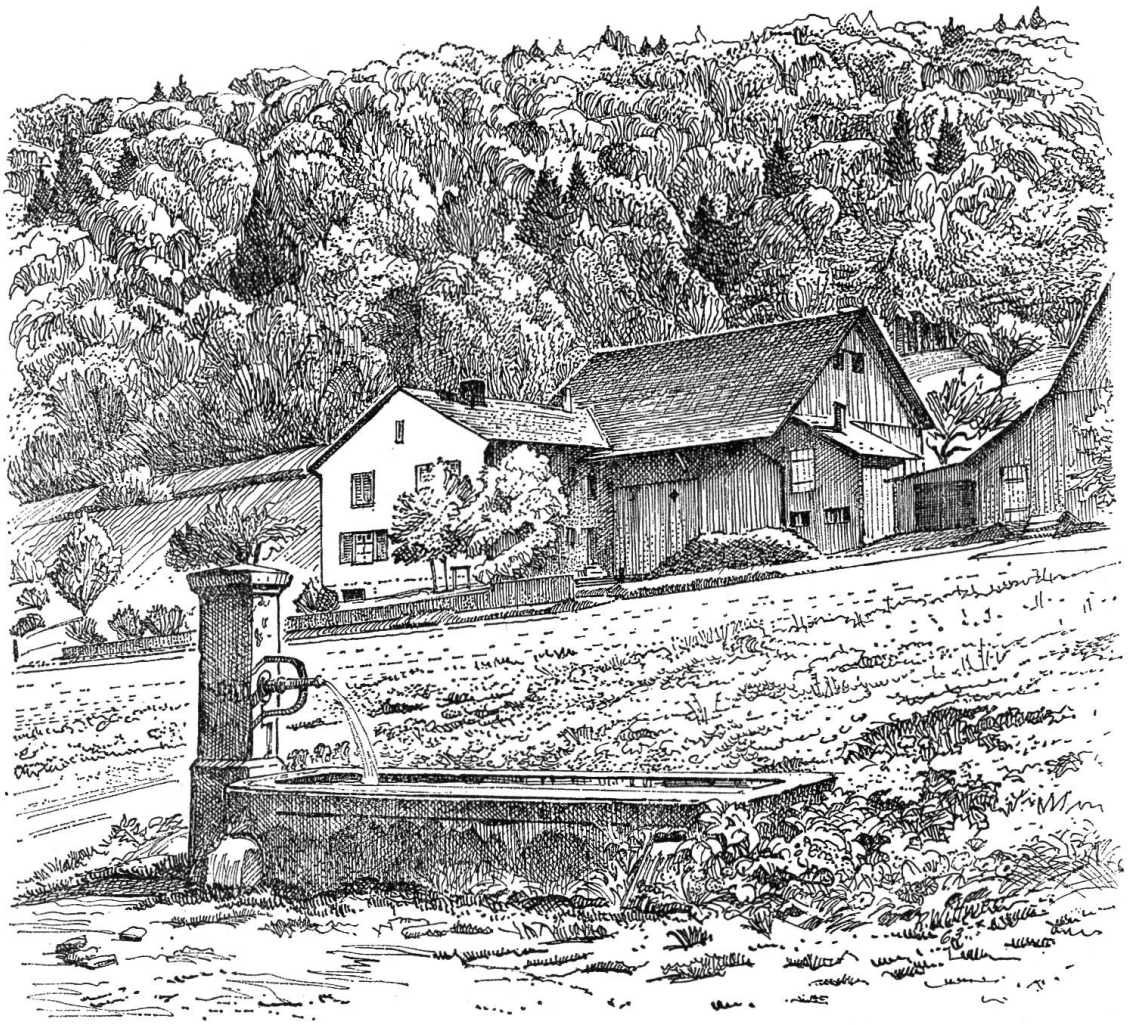
Randen hinzog. Diese gewaltige Anlage war die äusserste Sicherung gegen Norden hin. Unsere Letzi und mit ihr der Flurname ist schon lang abgegangen und aus der Erinnerung der Leute gewichen. Der Schützenverein aber dürfte mit Recht seinem Haus den Namen «in der Letz» geben, ist doch sein Tun und Wollen auch eine Letz, ein Vorsehen und Sichern vor bösen Zeiten.

Die Namen Rietwiesen und Bütziacker weisen darauf hin, dass unser Weg durch feuchtes Gelände führt. Als wir vor Jahren dazu gedrängt wurden, mehr Wasser zu beschaffen, da bohrte man in den Rietwiesen nach Grundwasser, allerdings ohne Erfolg; die Lehmstöcke waren nicht zu durchdringen. Ein Stücklein Randengeschichte aber tat sich kund. Einst war der Randen bedeutend höher als er es heute ist; es mochte an die hundert Meter ausmachen. Zu jenen Zeiten müssen gewaltige Schneemassen gefallen sein, riesige Sommerregen haben sie geschmolzen und abgelöst. Die Wasser haben unser Lieblosental herausgemeisselt. Sie haben aber auch den Randen abgetragen, den Kalk aufgelöst und weggetragen. Bis ins Tal hinab haben sie den Lehm geschleppt und hier aufgestapelt. Da liegt nun blauer und roter Lehm seit Jahrtausenden, und niemand kennt seine Mächtigkeit. Schon einmal, vor den Wassersuchern, haben ihn unternehmungslustige Beringer angebohrt. Sie haben ihren Schacht soweit als möglich hinunter getrieben — ohne Erfolg. Die Männer gruben damals nach Gips. Das war vor hundert Jahren in unserer Gegend an der Tagesordnung; denn Gips war das Wundermittel des Landwirtes. An jene Zeiten erinnern die Gipsmühle im Oberdorf und sein Besitzer, der Gipsmüller-Erwin.

Auf unserem Wege durchs Tal hinauf kommen wir an der Rauhergete vorbei. Der Name bedeutete einst nichts Gutes. Rauhes Land trug Hag und Dorn. Ueber diesem Gelände liegen die Cholgruebe und erinnern an die Zeiten, da auch bei uns Kohlenmeiler rauchten und russgeschwärzte Männer ihrem Handwerk oblagen. In Gruben wurden die Schmiedekohlen aufbewahrt.

Die zwei erwähnten Fluren liegen rechts des Weges. Links heisst es im Stallbrunnen. Weder Stall noch Brunnen sind vorhanden. Auch der Weidgang, an den der Name erinnert, ist nicht mehr. Einst aber wurden die Herden der Dörfer durch Feld und Wald getrieben, an Orten, wo sich Wasser fand. Da lagerte die Herde, stillte den Durst und däute. Die Chüetrenki hinter dem Randenturm erinnert ebenfalls an alte Uebung.

Indessen sind wir bis zum Haligbrünnli gekommen. Zurückschauend erinnern wir uns daran, dass wir durch das ehemalige Chriesiland gegangen sind. Was heute noch gepflegt wird, ist nur ein Schatten des alten Baumbestandes. Die Kirschenernte war einst so wichtig, wie in Hallau der Herbst. Im «Chriesilaachet» waren alle Hände angespannt. Mit Zubern und Standen zog man zur Ernte, und alte Uebung erlaubte auch die Sonntagsarbeit. Die Beringerchriesi waren und sind auch heute noch ein Ausbund an Süssigkeit und Kraft. Gebrannt geben sie ein Wasser,



Haligbrünnli

das ehemals fassweise hauptsächlich nach Basel, dann aber auch anderwärts, hinein ins Züribiet und hinauf bis in die rhätische Herrschaft verkauft wurde. Unsere Bauern aber assen über die ganze Zeit hin, da sie von den Bäumen ernteten, Kirschen. Kirschen gab es den ganzen Tag, ja selbst «zum Kaffi», und alle wurden samt dem Stein verschlungen. Zog man in der Zeit aber gar zu einem Fest, dann trugen unsere Leute stolz voraus den Chriesichlobe, ein süsses, vergängliches und doch alle Jahre wieder erhältliches Feldzeichen.

Unermüdlich plätschert das Haligbrünnliwasser in seinen Trog. Wer um die Köstlichkeit dieses Wassers weiss, der bückt sich und trinkt. Heilsam und von besonderer Kraft soll der Trunk sein. Als der alte Siegersöckli auf dem Sterbebett lag, da war sein einziges irdisches Trachten nach einem täglichen Trunk vom Haligbrunnen. Rings um unseren Brunnen gruppieren sich die Fluren: Im Alchove, d'Blaaki, d'Röhrehalde, in Gründe, de Heuweg und d'Chäsergass. Schon

1618 heisst es im Alchove. Voraussichtlich aber schon viel früher wurde da Kalk zu Bauzwecken gebrannt. Vielleicht sind es bereits die Römer gewesen, die zwischen Chäsergass und Haligbrünnli eine Baute errichtet hatten. Während der Güterzusammenlegung, also vor etwa 20 Jahren, hat hier der Messmerpaul seine Siedlung gebaut. Wenn er nun den Pflug durch den Acker führt, so kommen oft Schlacken hoch, stumm bezeugen sie den Sinn des Flurnamens. I der Blaaki ist das Skiparadies unserer Schüler. Hier liegt noch Schnee, wenn drunten im Dorf die ersten Vögel pfeifen und die Schneeglöcklein erblühen. Wenn die Alten da ihre selbstgemachten Tücher bleichten, so legten sie in der Röhrenhalde Teuchel und sammelten das Wasser ins obere Reservoir. An der Chesergass (Ches soll sumpfiges Land bedeuten) steht das Forsthaus der Stadt Schaffhausen. Ueber den Gründen, wo die Schmelzwasser des Frühlings allen guten Boden der Hänge ringsum hintragen, drüben am Heuweg, liegt hell in der Sonne, mit dem Blick in die Alpen hinein, die Neusiedlung Keller. Den Heuweg hinunter führten unsere Vorfahren, was die Randenäcker auf der hinteren Ebni abwarfen: etwas Weizen (10 Kilo pro Are), etwas Heu von den Esparsettenpflanzungen, kleine Kartoffeln. So wenig es eigentlich zu transportieren gab, so gross war die Gefahr, mit dem damals üblichen Zweiräderkarren ins Tal hinab zu schlittern und dabei zu verunglücken. Die damaligen Bauern sollen die Abfahrt nie angetreten haben ohne den frommen Wunsch: «I Gotts Name!»

Machen wir noch einen Sprung zuhinterst ins Tal, wo «under Staufe» den Namen vom darüberliegenden Berg und seiner Form erhalten hat. Wir sind hier bei der dritten Neusiedlung, wo Vater Zoller mit seinen Söhnen den Acker baut, die Kirschbäume hegt und nach guten Tagen in den Abend hinaussingt.

Knapp 20 Jahre sind es her, da hat der damalige Stadtförster drei Neusiedler zu Nachbarn bekommen. Heute kann man nun fragen: Hat sich die Sache bewährt? Anderwärts zeigt es sich, dass die Neusiedler Heimweh nach dem Dorf haben. Ja, bei einer der letzten Güterzusammenlegungen wollte kein Bauer hinausziehen. Die als Siedler vorgesehenen Landwirte bauten lieber an den Dorfrand. Die Motoren haben es ermöglicht, dass die Entfernung vom Dorf fast nicht mehr in Erscheinung tritt; sie haben eine Gefahr gebannt. Etwas konnte man ehemals nicht voraussehen, dass das reichlich zugemessene Land bald nicht mehr genügen würde. Die Mechanisierung der Landwirtschaft hat einen Landhunger geschaffen, der gestillt werden muss, wenn die Maschinen rentieren sollen. Ein drittes hat man übersehen und hätte es doch bei den Bernern kopieren können: das «Stöckli». Einmal muss sich der Bauer vom Betrieb zurückziehen, aber wohin? Bei den Jungen am Tisch zu bleiben, ist heute nicht mehr Mode. Ins Dorf will man nicht zurück. In der Siedlung aber weiter zu bauen, ist manchmal unmöglich oder dann zu kostspielig. Im ganzen genommen aber haben sich die Siedelungen bewährt.

Sie geben ihren Besitzern Brot und ermöglichen in unseren Verhältnissen noch am besten das Wahren bäuerlichen Wesens. Unser Gang hat sein Ende gefunden. Der Blick geht in die Runde, und das Herz freut sich des lieblichen Tales mit seiner Ruhe und Fruchtbarkeit. Bevor wir aber weggehen, wollen wir auch noch ein lebendiges Denkmal erwähnen: es sind dies die Föhren an den Hängen hin und her. Sie erzählen eine ganz besondere Geschichte. Vor zweihundert, vor hundert Jahren wuchs das Volk in den Randendörfern so, dass der Acker nicht mehr genug Brot gab, all die hungrigen Mäuler zu stopfen. Industrie gab es in der Stadt noch kaum. Handel und Wandel lagen darnieder. Das war die Zeit, in der Beringer Kinder in der Stadt auf Bettel gingen und vor den Häusern der Bürger milde Gaben heischten. Indessen rodeten die Väter den Wald auf der Höhe des Randens und an dessen Abhängen. Sie pflanzten Brot, so gut es ging. Unter den Karst kamen Dutzende von Jucharten. Was diese Aecker gaben, war hart und sauer verdient. Zum Unglück wurde es, dass Wind und Wasser schnell den Humus wegtrugen. Ersetzen konnte man ihn nicht. Die Randenäcker wurden müde und mit jedem Jahr unfruchtbarer. Wie eine frohe Botschaft kam in dieser Not der Ruf nach Auswanderung. Auswanderung versprach alles: genug zu essen, Gold und Reichtum. Aus unserem Dorfe zogen sie aus, ganze Wagen voll. Ihr Weg führte sie rheinabwärts, hinüber nach Amerika, ja selbst nach Australien. Die Randenäcker verödeten. Es siedelten sich darauf Föhren an, gewollt und ungewollt. Die Stadt und die Gemeinde kauften Randenäcker auf. Sie waren wohlfeil und galten nur einen Bruchteil der Aecker im Tal. Man säte nun Föhren an und setzte damit ein Denkmal, das noch lange anzeigen wird, wo einst der Karst geklingelt hat. Die Privaten taten es den Gemeinden nach. So kommt es, dass man sagen kann, dort, wo man Gruppen von Föhren sieht, sei es am Hang, sei es auf dem Ebenen, haben sich einmal Aecker ausgebreitet. Besonders die Hänge können Zweifel am eben Gesagten laut werden lassen. Zweifler aber mögen sich an unseren Briefträger Willi Bolli wenden. Er wird bestätigen, dass noch sein Grossvater ein Stück Land von der Randensteig bis hinauf zu den Häglilohäckern bebaute. Der wissenschaftliche Zeuge ist Schulinspektor *Dr. G. Kummer,* der in einer seiner Schriften berichtet: 1857 wurden 16 Jucharten Land an der Egertenhalde und der Radhalde (oben im Lieblosen), 1860 die 96 Juchart des Staufenberghofes (heute Pfadfinderhütte) gekauft. 1861—1864 wurden auf der Randenwiese 38 Hektar mit Holz bepflanzt. 1865 folgten der Stauferberg mit 15 Hektar und die Ergetenhalde mit 2,7 Hektar. Hatte der Spital 1855 im oberen Lieblosental 82 Hektar Land besessen, so waren es 1889 154 Hektar und zwar vorwiegend Wald.

Damit wollen wir unsere Wanderung durchs Lieblosental beschliessen. Möge uns dies «Talgeländ» so erhalten bleiben wie es ist, dann besitzen wir ein Juwel, das Herz und Gemüt immer wieder erquickt und erfreut.

Auf dem Randen

Am Sonntagmorgen steht der Mond am klaren Himmel. Im Tal liegt dichter Nebel. Ich habe mich früh aufgemacht und bin gegen das Eschheimertal marschiert. Der Nussbaum am Weg schüttelt sacht Nebel und Blätter ab, es tropft und raschelt stetig und gelassen. Eine Meise huscht durchs Geäst und hackt sich Nüsse. Hier oben am Hang ist noch Ruhe und Schlaf. Unten aber, in der Nebelmasse, rauscht und knallt, rumpelt und lärmt es: Eisenbahn und Tram, Motorrad und Auto kennen keinen Sonntag. Der Lärm der Fahrzeuge brandet herauf wie das Rauschen des wilden Wasserlaufes einer Schlucht.

Der Wald nimmt mich auf, und wie der Weg zum Färberwiesli abbiegt, da weicht der Nebel, die ersten Sonnenstrahlen schiessen schräg herüber und prallen auf das Holz am Burgstel. Das Laubholz leuchtet auf, hell und bunt. Die Farben lohen hinauf zu den dunklen Föhrenköpfen hoch oben an der Kuppe. Diese aber recken sich wohlig und greifen breit hinein in das Himmelsblau.

Ein paar Schritte weiter fallen die Sonnenstrahlen schräg hinein in den Tannenforst am Frohloh. Das Licht huscht über die Stämme und zaubert grelle Kringeln auf den Boden. Weiter vorn, dort, wo das Holz während des Krieges gerodet worden ist, wirft der Wildhag lange Schatten ins Feld hinein: Sonst aber liegt lauter Licht und Glanz auf Acker und Wiese. Ein paar zurückgelassene Erntemaschinen stehen mitten in der Lichtfülle wie erstarrte und ausgetrocknete Heugumper. Um sie blitzt tausendfältig der Tau auf Halm und Blatt. Ein Spinnlein hat am Weg sein Netz gespannt. Auf jedem Faden glitzern, schön aneinander gereiht, unzählige Tauperlen, eine schöner und heller als die andere.

Da kreischt es plötzlich hässlich und wild auf. Ein paar Raben stürzen aus dem Holz. Sie zanken durch die Luft hinüber gegen den Randenturm. Scheltende Häher bleiben zurück und melden jedem Tier zwischen Ast und Stamm, zwischen Krone und Wurzel, dass Gefahr im Anzug ist. Das Eichhorn hat's gehört. Es huscht am Stamm empor, bleibt dann in der Astgabel sitzen, äugt herab, fliegt weg und verschwindet im Laub.

Mein Weg führt über die Kühtränki zum vorderen Hägliloh. Kein Mensch ist weit und breit. Der eigene Tritt ist fast lautlos, kaum dass ein welkes Blatt unter den Füssen leise raschelt. Da schlägt drüben beim Bauernhaus ein Hund an. Das Tier drängt sich aus der halb offenen Haustüre und bellt mir entgegen. Es kommt den sonnigen Weg zögernd und ewig kläffend herüber. Es hat keine Ruhe, bis ich die Bank am Waldrand verlasse und weitergehe. Wir beide haben ungefähr gleichviel Respekt voreinander. Das Tier zögert, und ich will meine Eile nicht merken lassen; beide aber sind froh, dass es zu keinem Zusammenprall kommt, das würde so schlecht in den glanzvollen Morgen passen. Was tut's schon, wenn man weichen muss. Dort, wo die Häglilohschtaag, die Strasse nach den Winkeläckern, die nach

Vorderes Hägliloh (Blashalde)

Hemmenthal und die nach dem Griesbach sich mit meinem Weg treffen, steht wieder eine Bank, und niemand vertreibt mich davon. Drüben ist das Hägliloh im Licht. Ein Rudel Kinder tollt sich vor Stall und Scheune in der warmen Morgensonne, indes die Kamerädlein im Dorf unten im Nebel frösteln und die Stube hüten. Der Bauer hat alles eingeheimst. Das weite Land ist kahl und leer. Es wartet auf neue Saat. Das Gut ist vom reichfarbigsten Hag eingefasst, den man sich denken kann. Immer neu staunt das Auge ob der Pracht im Holz, ob dem Glanz des Himmels.

Da tönt Glockengeläute von der Steig her. Unsere Glocken fallen ein. Aus allen Richtungen klingt es plötzlich auf. Die ganze Runde ist voll Glockenklang. Kein Wind geht. Das Windrad auf dem Häglilohschopf steht, aber die ganze Weite tönt und singt, ist voll Glockensang und Sonntagsfreude.

Ich gehe noch weiter. Auf den Winkeläckern staune ich in die Blütenwunder des violetten Enzians, der da zu tausenden aufgegangen ist. Ich verweile beim blauen Enzian und bei zarten Nelken. Dann ziehe ich fürbass gegen die Pfaderhütte. Jugend ist rauh und ungeniert. Es knallt und brüllt im und ums Haus. Jugendlicher Uebermut tut sich kund. Drüben glänzt das Siblinger Randenhaus. In der Tiefe schwimmt Nebel. Jetzt geht's wieder hinein in den Wald. Von einer Kreuzung aus messe ich die 95 Schritte ab, die zu einem wohlbehüteten Geheimnis führen. Ich kontrolliere den Platz, wo im Sommer eine Kolonie Frauenschüeli geblüht hat. Natürlich ist die Herrlichkeit schon lang

vorüber; aber das Wissen um das wiederkommende Blütenwunder am verborgenen Ort macht auch im Herbst froh.

Jetzt geht es eilig das Tobel hinunter, vorbei an schlanken und ranken Stämmen, vorbei an Staude und Dorn. Wie sich dann das Lieblosental auftut, da glänzen am Rain blauschwarze Tollkirschen. An der Halde weidet Zollers braune Herde. Drüben beim Forsthaus wanken Nebelschwaden auf und ab, hin und her.

Meine Randenwanderung ist schon lange beendet, als auch im Tal die Nebel weichen. Jetzt ziehen Männlein und Weiblein, Kind und Kegel zur Höhe, um letzte Sonne, laue Luft und hellblauen Himmel zu geniessen. —

Unser Randen, einmal entdeckt, lockt immer wieder, das ganze Jahr, früh am Morgen, spät am Abend. In unserem Dorf gibt es eine Reihe Männer und Frauen, die regelmässig Sonntag um Sonntag den gleichen, lieben Weg hinauf zur Höhe und über sie hinweg gehen. Jeder dieser Wanderer hat sein besonderes Wissen um Baum und Strauch, Fuchs und Dachs, Reh und Siebenschläfer. Jeder weiss, wo der Specht trommelt, wo die Ameisen Burgen bauen, wo der Weih horstet und das Reh seine Wege zieht.

Der Beringer Randenturm

Im Winter von 1883 auf 1884 fanden es vier Männer für nötig, sich ein Sorgenkind zu schaffen: die Erstellung eines Turmes auf dem Randen wurde beschlossen. Da es sich um ein öffentliches Werk handelte, taten sich die Gründer zum «Garantiekomitee für den Beringer Randenturm» zusammen und warben weitere Idealisten. 17 Mann gingen nun mit viel Schwung und Ausdauer an die Ausführung ihrer Pläne. Bettelsack und Donatorenlisten kreisten. Kantonsbaumeister Bahnmaier schuf den Plan. Die Maschinenfabrik Rauschenbach ging an die Konstruktion des Eisengerüstes, und Zimmermeister Bolli rüstete das schönste Holz für Treppen und Böden. Am 17. Mai 1885 wurde das wohlgelungene Werk eingeweiht. Das ganze Dorf und viele Freunde von Stadt und Land, eine grosse Volksmenge, feierten. Der ganze Bau kam auf Fr. 2750.— zu stehen.

Das Komitee löste sich jetzt auf, und es wurde die bis heute noch bestehende «Gesellschaft zum Unterhalt des Beringer Randenturms und der dazugehörenden Anlagen» gegründet. Das Sorgenkind der ersten vier Randenväter ist mehr oder weniger bis heute eines geblieben. Die Sorgen aber werden z. Z. von rund 250 Mitgliedern getragen, die jedes Jahr ihren Zweifränkler leisten.

Im Laufe der Jahre mussten Unterhaltsarbeiten und Neubauten ausgeführt werden. Der Turm verlangte immer und immer wieder sorgfältige Instandstellung. Dabei ist zu vermerken, dass der letzte Anstrich vor ca. 10 Jahren höher zu stehen kam, als der ehemalige Neubau. Für die von Anfang an betriebene Randenturmwirtschaft mussten Keller, Betriebs- und Unterkunftsraum geschaffen werden. Der

weite Platz wurde ausgeebnet und mit Linden bepflanzt. Spielgeräte wurden bereitgestellt. An schönen Frühlings- und Herbsttagen ist oft ein wahres Gedränge! Sommer und Winter kommen Gesellschaften und Schulen vorbei.

Unbekümmert steht der stumme, eiserne Turm. Bei Sonnenglanz und Sturmgebraus, bei Kälte und Hitze. Zu jeder Tages- und Nachtzeit ist er jedem offen, der auf seine Höhen klettern will. Der starre Geselle zählt nicht zu den Schönen im Lande. Aber das Schöne zu schauen, das wird durch ihn besonders möglich; und das macht ihn uns lieb.

Die ehemalige Bäächtiligemeinde

Der Bäächtilistag (2. Januar) wurde früher überall in der deutschen Schweiz gefeiert. Mancherorts fand man sich zu gemeinsamen Essen oder zu Tanz und Spiel zusammen, andernorts wurden Umzüge veranstaltet. Der Brauch, den Tag nach dem Neujahr zu feiern, ist wohl uralt.

Bis vor Jahren hielt Beringen die «Bäächtiligemeinde», d. h. die Bürger wurden zur Gemeindeversammlung einberufen und hatten über das Budget zu befinden. Der Tag war von den Wirten hoch geschätzt. Die Hausfrauen aber ärgerten sich, denn sie wussten, dass ihre Männer kaum vor dem dritten des Monats nach Hause kommen würden.

Die in der Erinnerung unserer älteren Leute lebende Bäächtiligemeinde war aber nur noch der blasse Schimmer eines uralten Brauches. — Zu Zeiten der gnädigen Herren in der Stadt und der lieben Untertanen auf dem Lande war den Beringern ein Ratsherr aus der Stadt als Obervogt gesetzt. Der Herr inspizierte die Schule und die Kirche; er war dabei, wenn ein neuer Pfarrer eingesetzt wurde; er hielt Gericht und achtete wohl auf alle Regungen der Gemeinde; am 2. Januar wohnte er nach altem Brauch der Gemeindeversammlung bei.

Am frühen Morgen ritt der Obervogt mit seinem Schreiber und seinem Rossknecht von Schaffhausen her nach Beringen. Im Gemeindehaus fand er die Bürger versammelt und auf sein Geheiss wurde die Gemeindeversammlung eröffnet. Mit sauberer Schrift hatte einer der Schulmeister die Jahresrechnung geschrieben. Sie wurde vorgelesen, Punkt um Punkt: Einnahmen an Korn und Kernen, Fäsen und Wein und wenig Bargeld. Und wie die Einnahmen, so wurden auch die Ausgaben bis aufs Kleinste aufgeführt. Ein jedes Viertel Wein, ja selbst die Schwanung (Verlorengegangenes) fand seine Erwähnung.

Im Jahre 1696 wollte der Herr Obervogt die Gemeindeversammlung um ein paar Tage verschieben. Aber ohalätz! er kannte seine Leute nicht. Prompt zogen

an die 60 Mann in die Stadt vor des Obervogts Haus und verlangten mit «zimlicher Ungestümm», dass Bäächtilitag gehalten würde. Und der Zorn der Bürger verrauchte nicht so geschwind. In der Gemeindeversammlung, als der Herr Obervogt die Rechnung ablesen liess, riefen etliche dazwischen und fingen ein wildes Geschrei an. «Als nach langem die Rechnung zu Ende gelesen gewesen sei, hätten die Untertanen zu Beringen angefangen zu nörgeln und hätten gesagt, sie könnten den Schulmeister und den Gerichtsschreiber selber wählen.» So klagte der Obervogt einer hohen Regierung und mit Recht, waren doch solche Vorkommnisse noch um gut hundert Jahre zu früh! Der Rat zu Schaffhausen beschloss denn auch prompt, die Sache solle streng untersucht und geahndet werden.

Auf die Rechnungsabnahme folgte jeweils auch die Festlegung der Ausgaben für das kommende Jahr und gleich anschliessend die Besetzung der verschiedenen Aemter. Begehrt waren vor allem die «geringen Aemter»: das des Rinderhirten, der zwei Bürgen stellen musste und wöchentlich einen Kreuzer Lohn empfing; das des Kleinhirten, der das Schmalvieh, die Ziegen, die Schafe und die Schweine zu führen hatte. Die Nachtwächter hatten ebenfalls ein geringes Amt inne. Alle Fronfasten konnten sie ihren Lohn einziehen. Von jeder Familie durften sie drei Kreuzer fordern, und die Gemeinde gab ein Paar Schuhe. Schliesslich war noch der Brunnenmeister zu wählen. Für sein Bemühen bezog er von der Gemeinde an Jahreslohn 4 Gulden und einen Mutt Mühlekorn. Die beiden Feuerreiter, ebenso der Feuerläufer, scheinen ihr Amt ehrenhalber begehrt zu haben.

Geschäft auf Geschäft wurde erledigt. Wenn es aber gegen Mittag ging, flaute das Interesse ab. Die Bürger freuten sich auf den zweiten Teil ihrer Gemeindeversammlung. In des Stubenknechts Küche brodelte und sott es. Die Köchinnen hatten feuerrote Köpfe, und der Duft der Küche drang durch alle Ritzen bis dorthin, wo das Beraten zu Ende ging. Endlich war es so weit. Der Gemeinderat stieg hinunter in der Gemeind Gewölbe und gab dem Stubenknecht die silbernen Becher, die englischen Zinnteller und die Speckbrettli heraus, dass er für das Gemeindeessen den Tisch decken konnte. Bald ward aufgetragen. Auf den Herrentisch, an den sich auch die Frau Obervögtin und die Frau Pfarrerin gefunden hatten, kam alle Herrlichkeit, die man sich denken konnte: Für den Herrn Obervogt insbesondere ein Hase, dann «Schwini- und Rindfleisch, Kalberbratis und Bratwürst, Spickfleisch und Spezereien»; 1702 sind gar noch «Küchli und Sempf» erwähnt. Für das Brot der Herren war Weissmehl verbacken worden. In den Kannen und Bechern funkelte alter Rotwein. Die Bürger verzehrten die Sau, die der Pächter der Gemeindemühle jedes Jahr liefern musste. Das Brot lieferte die Gemeinde, ebenso den Wein. Korn und Wein hielt die Gemeinde immer auf Lager. Bei gemeinsamen Essen wurde auch nur dann gespart, wenn böse Zeiten waren.

Im Laufe des Nachmittags kam das Jungvolk herbei. Gegen Abend liessen sich auch die Hausfrauen nicht mehr lange bitten. Bei Scherz und Tanz und

Trunk war die ganze Gemeinde so lange als möglich und erlaubt auf der Gemeindestube beisammen und freute sich. Bei aller Lust gedachte man auch der Armen und Kranken. Ihnen und den «Wittwibern» wurde Wein ins Haus gebracht. Selbst jedem Schulkind wurde zum «guten neuen Jahr» ein Viertel (Mass) Wein verabreicht.

An der Bäächtiligemeinde von 1672 wurde ein Schwein im Werte von 8 Gulden verzehrt. Zu Brot wurden gemahlen: Drei Mutt Kernen und drei Mutt Mühlekorn. An Wein wurde gebraucht: Fünf Saum*. (!)

1764 gab man den Erwachsenen zwei Mass Wein, den ledigen Knaben eine Mass. An dieser Bäächtilifeier nahmen 220 Erwachsene und 40 ledige Knaben teil.

Am Morgen des dritten Januar schwangen sich die Herren aus der Stadt auf ihre Rosse. Die Frau Obervögtin kuschelte sich in ihren Wagen. Der Enge zu zogen die Herrschaften. Ihnen zur Seite ritten ein paar bewaffnete «Draguuner», von der Gemeinde als Ehrengeleite mitgegeben.

---

* 1 Saum = 4 Eimer = 16 Viertel = 128 Mass = 167,7 Liter
1 Mutt = 4 Viertel = 89,14 Liter
1 Gulden = 60 Kreuzer = 2,12 Franken
1 Kreuzer = 3½ Rappen.

Früher erschienene Neujahrsblätter

Nr. 1/1949:	KUMMER, BERNHARD: «Schaffhauser Volks-Tierkunde» 1. Teil: *Haustiere.* 47 S. (vergriffen).
Nr. 2/1950:	KUMMER, BERNHARD: «Schaffhauser Volks-Tierkunde» 2. Teil: *Tiere im Feld, Wald und Wasser.* 82 S. (vergriffen).
Nr. 3/1951:	HÜBSCHER, JAKOB: Über Quellen, Grundwasserläufe und Wasserversorgungen im Kanton Schaffhausen. 52 S. (vergriffen).
Nr. 4/1952:	BOESCH, HANS: Die Unternehmungen von Johann Conrad Fischer. 84 S. Preis Fr. 4.70.
Nr. 5/1953:	KUMMER, GEORG: «Schaffhauser Volksbotanik» 1. Lieferung: *Die wildwachsenden Pflanzen.* 130 S. (vergriffen).
Nr. 6/1954:	KUMMER, GEORG: «Schaffhauser Volksbotanik» 2. Lieferung: *Die Kulturpflanzen* (1. Teil). 142 S. (vergriffen).
Nr. 7/1955:	KUMMER, GEORG: «Schaffhauser Volksbotanik» 3. Lieferung: *Die Kulturpflanzen* (2. Teil). 113 S. mit Lebensbild Dr. h. c. Georg Kummer 1885 bis 1954 (27 S.). Preis Fr. 6.—.
Nr. 8/1956:	BLUM, RUTH und UEHLINGER, OTTO: «Schaffhauser Heimat» *Aus dem Klettgau.* 51 S. (vergriffen).
Nr. 9/1957:	EGGER, FRITZ: Wir betrachten den Sternenhimmel. Wegleitung für den Besucher der Schul- und Volkssternwarte. 47 S. Preis Fr. 4.50.
Nr. 10/1958:	Verschiedene Autoren: «Schaffhauser Heimat» *Vom Reiat.* 53 S. Preis Fr. 4.—.
Nr. 11/1959:	WALTER, HANS: «Das Schaffhauser Bauernjahr» (1. Teil), Photoheft. 32 S. Preis Fr. 4.80.
Nr. 12/1960:	BRUNNER-HAUSER, SYLVA: Der Rheinfall durch die Jahrhunderte in Wort und Bild. 38 S. Preis Fr. 5.—.
Nr. 13/1961:	WITZIG, EMIL: Von den naturwissenschaftlichen Werken der Eisen-Bibliothek. 44 S. (vergriffen).
Nr. 14/1962:	HÜBSCHER, HANS: Einführung in die Erdgeschichte unserer Schaffhauser Heimat. 82 S. Preis Fr. 6.—.
Nr. 15/1963:	KELLER, ALFRED: «Schaffhauser Heimat» *Heimat- und Volkskundliches aus Rüdlingen.* 51 S. Preis Fr. 4.50.
Nr. 16/1964:	WALTER, HANS: «Das Schaffhauser Bauernjahr» (2. Teil), Photoheft, 40 S. Preis Fr. 6.50.

Die Neujahrsblätter können bezogen werden bei B. Kummer, Rigistrasse 10, Schaffhausen 3 sowie bei den Schaffhauser Buchhandlungen.